Franz Freiherrn Gaudy's

sämmtliche Werke.

Sechzehnter Band.

Franz Freiherrn
Gaudy's
sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Arthur Mueller.

Sechzehnter Band.

Berlin, 1844.
Verlag von Carl J. Klemann.

Erzählende Dichtungen.

Das Mädchen mit dem Sterne.

(Böhmische Volkssage.)

I.

In des Schlosses räum'gen Hallen sitzt der große Graf beim Mahl,
Edler Lehnsmann reicht die Schüssel, edler Lehnsmann den Pokal.
Langsam streift des Grafen Auge über der Vasallen Ring,
Die von weit und breit erschienen, folgsam seinem Herrenwink.

Durch das Bogenfenster gleitet stolzer Blick weit über'n Gau;
Alles was er kann ermessen, nennt er sein, Berg, Wald und Au:
Ritter, sprecht, fehlt eine Perle meiner Grafenkrone Glanz?
Welchen Schatz, der nicht der mein'ge, birgt die Mark des Böhmer Lands?

All' die Edlen sie verstummen bei dem übermüth'gen Wort,
Und beifälliges Gemurmel summt von Mund zu Munde fort.
Einer schüttelt nur die grauen Locken in dem Kreis der Herrn:
Graf, so ruft der alte Wladyk, Graf, Dir fehlt der goldne Stern.

Jener Feengabe Schimmer, jenes Zaubersternes Gold
Auf der Stirn der blüh'nden Wittib, die dem Gatten Thränen zollt;
Jener Stern, bei dessen Funkeln Himmelszeichen glanzlos sind.
Und mit gleichem Wundermale prangt die Mutter und das Kind.

Schmeichelnd wirbt der Graf und leitet in der Väter hohen Saal
Die Geprief'ne; hell erglüht dort der Gestirne Doppelstrahl.
Stolzer Graf, vollzählig leuchtet kaum der Krone Perlenkranz, —
Da erblindet von des Todes Hauch der letzt errungnen Glanz.

Und die Gräfin flüstert sterbend zu dem härmenden Gemahl:
Goldsterns Glänzen auf der Stirne leuchte neuer Gattin Wahl;
Nur die Sternenjungfrau küre, keine Niedre mög' es seyn. —
Ja, beim Wort des Ritters schwör' ich, andre will ich nimmer frei'n.

II.

Durch der Aeste dichtes Gitter, durch hellgrüne Blätter bricht, —
Goldumsäumend Stamm und Wurzel, Fels und Pfad, — das Morgenlicht;
Thauestropfen flimmern glitzernd, flüssigen Demanten gleich,
Auf dem schwanken Halm des Grases, an dem zackigen Gesträuch.

Knospen naschend, Sprossen knickend, schreitet scheugespitzt das Ohr,
Gleich bereit zur Flucht, der Dammhirsch aus des Waldes Nacht hervor;
Schmetternd schütteln von den Flügeln Vögel kühlen Morgenthau;
Blumen grüßen kelcherschließend Himmels neuverjüngtes Blau.

Auf dem dornumrankten Fußpfad wandert durch den Buchenwald,
Furchtsam oft die Stirne wendend, Mägdleins liebliche Gestalt,
Furchtsam oft das Auge wendend, ob die leichte Spur im Sand
Ihres eilbeschwingten Fußes von Verfolgers Blick erkannt.

Alles ruhig, Alles stille — rings umher Waldeinsamkeit,
Und der Jungfrau Busen woget sanfter jetzt von Furcht befreit.
Pulse schlagen, Kniee zittern von der ungewohnten Hast;
Auf den moosumwebten Felsblock sinkt sie hin zu kurzer Rast.

Auf des Mooses grünem Kissen gönnt sie sich die flücht'ge Rast,
Lösend von dem zarten Fuße der Sandale rauhen Bast,
Und mit weichem Schmeichelkusse darf des Waldborns Silberfluth
Feiner Knöchel Bau umrieseln, kühlen rascher hüpfend Bl

Mägdleins schnee'ge Finger tauchen in den kleinen Murmelquell,
Theilen über klarer Stirne brauner Locken Ringelwell';
Ueber's Felsenbecken beuget sich herab die holde Dirn',
Und die trüben Blicke haften auf dem spiegelnden Gestirn.

Wanda ist's, des Grafen Tochter, deren blüthenweiße Hand
Feingewölbte Schultern hüllet in verblichenes Gewand,
Die mit grauer Bettlerkappe deckt des Zaubersternes Glanz;
Wanderstab ruht ihr im Arme, an dem Gurt der Rosenkranz.

III.

Das Fräulein singt.

Der Graf war ausgezogen
Mit seiner Reis'gen Troß;
Bis an des Meeres Wogen
Trug ihn sein gutes Roß.
Er ritt von Land zu Lande,
Ritt über Berg und Thal,
Zu neuem Ehebande,
Zu zweiter Gattin Wahl.

Er ritt von Reich zu Reiche,
Und forscht' und fragt' umher.
Doch die der Todten gleiche,
Die fand er nimmermehr;
Hat keine holde Dirne
Vom Stern beglänzt erschaut —
Groll auf der finstern Stirne
Kehrt heim er ohne Braut.

Sein Glutblick scheint zu künden:
Fluch über diesen Eid!
Die späh'nden Augen finden
Nur eine Sternenmaid.
Nach jenem Wundersterne
Durchstreift' ich Land um Land —
Ich sucht' in weiter Ferne,
Was in der Heim ich fand.

Die düstern Blicke sprechen:
Der Gattin Töchterlein,
Will ich den Schwur nicht brechen,
Kann nur die Meine seyn. —
Die theure Heimath flieh' ich,
Zwang droht dem Kinde dort;
In fernes Elend zieh' ich.
Maria, sei mein Hort!

IV.

Seidne Kleider, goldne Spangen, Perlen ohne Wahl erfaßt
Von der Jungfrau angstbeflügelt in des mächt'gen Fliehens Hast,
Birgt sie vor des Wandrers Auge hinter rauhe Felsenwand,
Und den schweren Feldstein wälzet vor den Schatz die feine Hand.

Schlummert dort, ihr Prunkgeschmeide, spricht sie, bis auf froh're Zeit!
Während bunter Kiesel Merkmal auf den Weg sie wandernd streut.
Dunkler Ocker färbt die Hände, tüncht das Antlitz klar und hell,
Und als gelber Bettlerknabe scheidet Wanda von dem Quell.

An des Schlosses Thor am Waldrand pochet schüchtern jetzt die Maid,
Grüßt: Gelobt sei Jesus Christus! — Pförtner spricht: In Ewigkeit!
Feiner Knabe, Dein Begehren? — Brot und Obdach für mein Haupt;
Hat des Krieges tück'sche Flamme Hütt' und Eltern doch geraubt.

Scheu betritt der Küche ruß'ge Hallen nun des Fräuleins Fuß,
Grüßt: Gelobt sei Christus! — Ewig! tönt des Meiers Gegengruß.
Brauner Knabe, Dein Begehren? — Obdach für mein Haupt und Brot;
Heim'scher Hütte Brand bewein' ich und der Eltern zeit'gen Tod.

Wärst Du eine Dirne, nimmer; doch dem Buben sei's gewährt.
Sammle denn der Tafel Brosam, schlummre an dem Feuerherd;
Mußt Dich aber rüstig tummeln, niemals lässig, stets bereit. —
Und demüthig unterzieht sich niederm Knechtesdienst die Maid.

Wochen fliehen, Monde schwinden Wanda'n in des Grafen Schloß,
Willig helfend, emsig schaffend, nicht erkannt vom Dienertroß,
Stumm erduldend, still sich fügend herr'schem Worte, plumpem Hohn,
Nächtlich nur auf hartem Lager tönt der leisen Klage Ton.

V.

Mägdleins Klage.

Da sitz ich einsam in der Nacht
Und weine.
Im Schlosse keine Seele wacht
Als ich alleine,
Und über die gebräunte Wange
Die Thräne rinnt.
Aus schwerem Herzen seufz' ich bange:
Du armes Kind!

Du armes Kind, auf hartem Pfühl
Verzagend,
Glückloser Liebe Wehgefühl
Im Busen tragend.
Dem Mädchen steht der Heißgeliebte
So nah' — so fern!
Wen liebt die Thör'chte, tief Betrübte?
Den hohen Herrn!

Den hohen Herrn! — Der Morgen glüht;
Vom Schlosse
Der edle Graf waldeinwärts zieht
Auf hohem Rosse.

Mein Auge folgt des Lebens Sterne,
Bis mir umhüllt
Des Waldes Nacht in weiter Ferne
Das süße Bild.

Das süße Bild! — Kalt mißt sein Blick
Die Auen.
Vergebens harr' ich, daß zurück
Er werde schauen:
Die Blume, die vom Staub umnachtet
Nach seinem Licht
Die Glocke wendend, stumm verschmachtet —
Er sieht sie nicht!

VI.

Abend ist's; in glimm'nde Kohlen sinkt der Feuerbrände Gluth;
Dienerschaar am Herde schwatzend nach des Tages Mühen ruht.
In der Stadt beim Festgelage weilt Graf Stibor heute fern,
Und des Hauses greiser Meier bläht sich mit der Macht des Herrn.

Möchte gern zur Muhme wandern, lispelt Wanda furchtsam leis,
Siech ruht sie in naher Hütte. — Und Gewährung nickt der Greis.
Nach dem niedern Dörfchen lenket flücht'gen Schritt das Mädchen, bald
Seitenpfad erwählend taucht sie unter in der Buchen Wald.

Ja, hier ist's, hier perlt die Quelle, moos'ger Felsen lagert dort,
Den vor Monden ich erkoren zu des Schatzes stummem Hort.
Schlummert hier, ihr Prunkgeschmeide, sprach ich, bis auf froh're Zeit.
Tagt sie mir? Den dunkeln Schleier meiner Zukunft lüft' ich heut.

Habe Dank, du starrer Wächter, hieltest sorglich treue Hut;
Unversehrt der Flücht'gen Habe unter deinem Schirme ruht. —
Wohlgefällig mustert Wanda's Blick den längst entbehrten Glanz
Langhin rieselnder Gewänder, der Demanten Schimmerkranz.

Gelber Schminke Makel tilget schnell des Waldborns Silberquell,
Aus der Larve taucht ihr Liebreiz wie der Stern aus Wolken hell;
In die braunen Lockensträhne flicht die kleine weiße Hand
Perlentropfen, in des Ohres Reifen schaukelt der Demant.

Goldring funkelt an dem Finger, blumenübersät umspannt
Schlanken Wuchs der Gürtel, fesselnd unter'm Busen das Gewand.
Zu des Flitterschmuckes Ordnen leuchtet Mondes bleiches Licht,
Und als Spiegel glänzt der Quelle Becken holdem Angesicht.

VII.

Von der Kerzen Zauberschimmer glänzt der spitzgewölbte Saal.
Hell zuckt der Drommete Schmettern, wie durch Nacht des Blitzes Strahl,
Murrend rollt die dumpfe Pauke, fernen Donners Zürnem gleich,
Mit dem rauhen Klang versöhnend lockt die Flöte mild und weich.

Edle Ritter, festgeschmückte, weilen dort in bunten Reih'n,
Während zarter Schmeichelworte Huld'gung sitt'gen Frau'n sie weih'n.
Schönes Auge sinkt zu Boden, höher ros'ge Wange glüht,
Kaum verhehlten Beifalls Lächeln hold auf frischer Lipp' erblüht.

Rascher stürzt der vollen Klänge Wellenschlag von dem Altan,
Lusterweckend, fußbeschwingend auf des Tanzes Zirkelbahn;
Arm um volle Hüfte schlingend, schlürfend Hauch von süßem Mund,
Fliegt der Ritter mit der Schönen in verschlungnen Reigens Rund.

Plötzlich stockt der wilde Wirbel, Paar um Paar erstarrt im Kreis,
Es verhallt Trompeten-Gellen, Flöten-Ruf verschwimmet leis;
Staunend steigen Aller Blicke nach dem wunderbaren Schein
Quellend durch die offne Pforte — denn die Sternenmaid tritt ein.

Dumpfes Murmeln, leises Flüstern woget durch den weiten Saal:
Schaut die feenhafte Fremde! Schaut des Wundersternes Strahl!
Mit der Elfenkön'gin Reizen, sagt, wie paart sich Schüchternheit?
Wimpern-Senken? Wangen-Glühen? — Seht, Graf Stibor naht der Maid.

VIII.

Der Graf.

Entstiegest Du kristallenen Palästen,
Erbaut im Meeresgrund, im tiefen, feuchten,
Du hehre Fey, um huldvoll ird'schen Festen
Mit Deiner Schöne Zauberglanz zu leuchten?

Sankst Du auf weicher Wolken Flug hernieder,
Du mit dem Götterzeichen auf der Stirne?
Entschwebst Du uns, schnell wie Du nahtest, wieder,
Heimkehrend zu des Abends Glanzgestirne?

Du schweigst? Am Estrich haften Deine Augen,
Von brauner Wimper seidnem Netz umsponnen.
Laß Himmelsthau aus Deinem Blick mich saugen,
Verschleire nicht unmild die Schwester-Sonnen.

Das Fräulein.

Weshalb das Kind des Staubs mit bitterm Hohne
Begrüßen, das von Mißgeschick gebeugte?

Graf.

Du keine Fey? Sprich denn, auf welchem Throne
Der Vater, der die schöne Herrin zeugte?

Fräulein.

Nicht Fee, nicht Königskind, nicht Herrin bin ich —
Nur sterblich, eig'ne Magd mit Leib und Seele.

Graf.

Ob's Scherz, ob's Wahrheit sei, vergebens sinn' ich,
Die sich in dunklem Räthselspiel verhehle.

Fräulein.

Nur Wahrheit. Lieb und Herz sind nicht mein eigen.
Du siehst die Sklavin ihre Fesseln küssend,
Sich selig vor des Herrschers Blicken neigen,
Das Leben lieber als die Bande missend.

Graf.

Der Fürstin Schimmer seh' ich nur und Mienen
Zum Herrschen über Tausende geboren.

Fräulein.

Sieh denn die Magd, verlangend ihm zu dienen,
Den unter Tausend sie zum Herrn erkoren.

Graf.

Dem Gatten?

Fräulein.

Nein.

Graf.

So ist's der Freund, der traute,
Dem sich Dein Herz in Liebe hingegeben?

Fräulein.

Es ist mein Herr, deß Blick mich nimmer schaute,
'S ist der Gebieter über Tod und Leben.

Graf.

Magst Du Dich in des Räthsels Schleier spinnen,
Nur laß mich Dir als meiner Fürstin dienen.

Fräulein.

Wie mag die Maid des Grafen Stolz gewinnen,
Da des Begegnens Lichtblick kaum geschienen?

Graf.

Ein einz'ger Sonnenstrahl sprengt Liebesblüthe.

Fräulein.

Doch längrer Frist bedarf sie zum Entfalten.

Graf.

Seit sie von Deines Sternes Schein erglühte,
Entbehrt sie leicht der Zeiten träges Walten.

Fräulein.

Ist's Täuschung — und wie täuscht' ich mich so gerne —
So sei sie dauernd, nie verdrängt durch Wahrheit.

Graf.

Wahrheit, sie ist's. Ich schwör's bei Deinem Sterne,
Der Erdennacht durchblitzt mit Hoffnungs-Klarheit.

Fräulein.

Das erste Glied der Kette, die ich schlinge
Um Deinen Nacken, nimm's, den Goldreif trage.

Graf.

Und meine Huld'gung nimm mit diesem Ringe,
Der ich der Freiheit, ach so gern! entsage.

IX.

Zarter Worte Liebesblumen flicht das Paar zum bunten Kranz;
Nicht vernimmt ihr Ohr der Zinken Silberruf zum raschen Tanz,
Nicht gewahrt ihr Blick der Menge hastig wogendes Gewirr,
Nicht des list'gen Spähers Auge, nicht des Spottes Pfeilgeschwirr.

Hand in Hand und Aug' in Auge steh'n sie, tauschen Wort um Wort,
Stockt der Lippe Rede, spinnen Blicke das Gewebe fort.
Schwörst Du treu zu dienen? — Ewig! — Uebe denn des Dieners Pflicht.
Mitternacht gebeut zu scheiden. Blicke seitwärts! Folge nicht!

X.

Hähne rufen, als die Jungfrau schwebend flieht des Festes Saal;
Als sie Waldes Dunkel meidet, taucht hinab des Mondes Strahl.
Hastig birgt sie ihre Schönheit in die Nacht des Knechtgewands,
Doch aus flüchtiger Verhüllung schimmert noch des Goldsterns Glanz.

Sinnend weilt sie jetzt am Herde. Glüh'nder Brände Flackerlicht
Uebergießt mit hellem Scheine seligträumendes Gesicht;
Lächelnd starrt sie in die Flamme, achtet nicht des Meiers Schmäh'n,
Nicht mißtrau'schen Laurers Blicke, die Geheimniß ahnend späh'n.

Morgentrank des Herren brodelnd an des Herdes Gluthen zischt.
Wanda streift den Ring vom Finger, senkt ihn in den würz'gen Gischt.
Schweigend sieht's des Hauses Meier, schweigend stürzt er dunkeln Wein
In die flache Silberschale vor des Herren Aug' hinein.

Ha! zu Deinem Herren kehrst Du schon so zeitig, falsches Gold?
Ruft Graf Stibor, als der Reifen klirrend aus der Höhlung rollt:
Ward schon wiederum gelöset kaum geschlung'nes Liebesband?
Die in's Becken ließ den Goldreif gleiten, Greis, kennst Du die Hand?

Nach dem Herde eilt der Alte, packt des Knaben zarten Arm,
Reißt ihn vor den Sitz des Herren — gaffend folgt der Knechte Schwarm:
Graf! Der ist's! mein wachsam Auge, Zeuge war's der Frevelthat.
Zauberei ist sein Verbrechen, Tod bestrafe den Verrath.

XI.

Graf.

Der Knabe? Ha! — Vergebung fleht im Staub' er;
Sein Auge deckt er schämig mit der Hand.
Sprich, nenne mir den wunderbaren Zauber,
Durch den Dir ward der heil'gen Liebe Pfand.

Fräulein.

Der Zauber, der den gold'nen Reif verliehen
Der niedern Magd, war ihres Herren Huld.
Daß des Gebieters Blick auf sich zu ziehen
Sie wagte, dies allein ist ihre Schuld.

Graf.

Du bist's! Du bist es! An dem Silberlaute
Der herzlichlieben Stimm' erkenn' ich Dich,
Du bist's, die Schönste die mein Auge schaute,
Der ich mich gab zu eigen ewiglich.

Du knieend? Nein, mich sieh' zu Deinen Füßen.
Vergebung ziemt es mir zu flehen an,
Daß meinethalben Deinem Reiz, dem süßen,
Schmach ward durch lange Monde angethan.

Den Ring, verschmäh' ihn nicht! Nimm ihn auf's Neue,
Mit ihm mein Leben, Alles nimm was mein.
Nicht nenn' es Preis, nicht Lohn holdsel'ger Treue:
Annehmend lohnst, beglückst Du ja allein.

Fräulein.

So ist's kein Traum? Mein darf den Freund ich nennen?
Voll strahlt herab auf mich des Glücks Gestirn.

Graf.

Und treulos wird es nie von uns sich trennen
Glüht mir sein Zauberbild von Deiner Stirn.

XII.

Liebesküsse, Liebesschwüre, der Vermählung wonn'ger Bund,
Inn'ges, sel'ges Liebesleben — Volkes Sage thut es kund,
Nennt der Mutterros' entspross'nes holdes Zwillings-Knospen-Paar,
Gleich der blühenden an Reizen, doch des Zaubersternes bar.

Sterbend nennt dem Sohn die Mutter, was prophet'schen
Blick erkannt:
Hohes Heil erblüht aus Deinem Heldenstamm dem Vater-
land.
Enkel ist Dir jener Edle, der mit Brunswiks Zauberschwert
Rache wird am Feinde nehmen, und den Böhmen Sieg ge-
währt.

Zwanzig Jahr und eins darüber vor der Blanik Schlacht
gebor'n
Ist der Jüngling, den zum Führer Böhm'sches Landvolk sich
erkor'n,
Und von seiner Siegerstirne glänzt auf's Neu' des Sternes
Schein. —
Volkes Sage raunt: ein Sternberg müsse Landes Retter
seyn.

Der Kilmacrenans-Felsen.

Irländische Sage.

'Ne wilde kreischende Stimme
Im Lennon-Thal erschallt.
Man hört das Schrei'n und Blöken
Bis hoch auf dem Lough-Salt.

Und zieht der pfeifende Fischer
Bei Kilmacrenan vorbei,
So schlägt er ein Kreuz, verstummend
Vor diesem wüsten Geschrei.

In Manus Mac-Swines Hütte
Liegt hinter'm Ofen faul
Der Wechselbalg und brüllet
Hell auf aus breitem Maul;

Er schreit nach Milch und Weißbrod,
Nach Fisch und Kartoffelbrei,
Und wird er nicht immer gefüttert,
Gleich gellet sein Geschrei.

Den schönsten Knaben hatte
Mac-Swine weit und breit.
Es war der blonde Pausback
Der Lennon-Frauen Neid.

Nur einmal vergaß die Mutter
Die kräft'gen Knoblauch-Zeh'n,
Den Säugling zu bekreuzen —
Gleich war das Unheil gescheh'n.

Kaum fielen dem schläfrigen Weibe
Die Augenlieder zu,
Gleich hatten den blonden Knaben
Die Fee'n entführt im Nu.

Gleich schoben sie in die Wiege
Dafür den Kielkropf ein.
Mit angelweitem Munde
Und Katzenäugelein.

Die guten Leute *) hausen
In den Schluchten des Lough-Salt.
Der Elfenkönig führet
Den Schlüssel zum Felsenspalt.

Epheu und Farrenkräuter
Umkränzen den Felsenblock.
Als Wächter steht auf der Spitze
Ein zottiger Ziegenbock.

Und nahen kletternde Schafe,
So meckert er dreimal hell,
Und unsichtbare Pfeile
Durchbohren ihr wolliges Fell.

Und naht der suchende Hirte,
So meckert er dreimal hell,
Und Steinenhagel scheuchet
Den frechen Buben schnell.

Die Weiber buttern emsig
Von Früh bis in die Nacht,
Doch nie gerinnen die Molken,
Wenn hämisch der Elfe lacht.

---

*) Gute Leute (good people) Engl. Lieblingsausdruck für Feen und Elfen.

Und wenn die schönste Färse
Das böse Auge trifft —
Sie welkt von Tag zu Tage,
Verzehrt von schleichendem Gift.

In Manus Mac=Swines Hütte
Trat Con Mac=Gilligan.
Es sprach dort alle Jahre
Einmal der Schneider an.

Es war der lustige Schneider
Bekannt bei Jung und Alt;
Er flickte alle Kleider
Am ganzen Berg Lough=Salt.

Der Mann weilt auf dem Felde,
Die Hausfrau melkt die Kuh;
Con=Gilligan näht und summt sich
Ein muntres Lied dazu.

Da blökt der arge Kielkropf
Aus seinem Winkel vor:
O Herzens=Con, o leihe
Der Bitt' ein gütig Ohr.

Dort in der blechernen Büchse,
Dort liegen der Eier vier.
Geh an den Herd und röste
Sie in der Asche mir.

Und wirst Du nicht gleich gehorchen,
So schrei' ich wild und toll,
Daß man auf sieben Meilen
Mein Schreien hören soll.

Ei, murmelt drauf der Schneider,
Ei, sprichst Du so mit mir?
Wohl weiß ich, die guten Leute,
Die ließen Dich Schreihals hier.

Erst sage, wie lange Du bleibest,
Sonst geh' ich nicht so weit —
Das schwör' ich bei Sankt Patrik —
Als meine Nadel breit.

Schon gut, ich will Dir's sagen,
Nur röste die Eier fein,
Eh' noch die Frau zurückkehrt —
Dein Schade soll's nicht seyn.

Du kannst gut Eier röſten,
  Mein wackres Schneiderlein!
  So spricht der gier'ge Knabe
  Und schlingt sie haſtig 'nein.

Nie schmeckten mir so herrlich
  In Vaters Steinpalaſt
  Die Straußenei'r, wie diese,
  Die Du bereitet haſt.

Nun wohl, Du süßer Knabe,
  Sag' an, wo kommſt Du her?
  Daß Du der Elfen einer,
  Zu rathen iſt's nicht schwer.

Mein Herzens-Son, Du sprachest
  Wohl nie ein wahrer Wort.
  Mich brachten die guten Leute
  Zur Strafe an diesen Ort.

Doch wird's nicht lange währen,
  So iſt meine Buße vorbei,
  Dann tanz' ich auf der Haide
  Und dem Lough-Salt auf's Neu.

Wir waren lichte Engel,
Und schwelgten in Himmels Glanz,
Und feierten den Herren
Mit Saitenspiel und Tanz.

Da brüllten wild die Teufel
Im Aufruhr wider Gott,
Des Himmels Fugen bebten
Beim Sturm der höllischen Rott'.

Die frechen Teufel stürzten
Besiegt häuptlings herab,
Und fanden im Schwefelpfuhle
Ein ew'ges Flammengrab.

Wir standen mit bangem Zagen
Unschlüssig in der Fern',
Und kämpften nicht für die Hölle,
Und kämpften nicht für den Herrn.

Der hat im strengen Zorne
Den feigen Geistern geflucht,
Und bannte uns auf die Erde,
In finstrer Berge Schlucht

Dort flattern wir auf und nieder,
Bald fröhlich, bald betrübt,
Und necken oder segnen,
Wie's tolle Laun' eingiebt.

Und tanzen auf Haideblumen
Beim Schein des Mondenlichts,
Und harren der Gnade Gottes
Am Tage des Gerichts.

Dir will ich Gutes erzeigen,
Du bist ein braver Mann,
Kannst lecker Eier rösten,
Wie es kein Elfe kann.

Komm nach dem Felsen von Doune
Am Aller-Seelen-Tag;
Nicht früher und nicht später,
Als zum zehnten Glockenschlag.

Nicht früher und nicht später
Stell Du Dich pünktlich ein
Am Aller-Seelen-Tage —
Dein Schade soll's nicht seyn.

Das Kind ward stiller und stiller
Schrie weder nach Speis' noch Trank,
Und lag am nächsten Morgen
Kalt auf der Ofenbank.

Doch weder Vater noch Mutter
Sie härmten sich darum.
Des Mannes Aug' blieb trocken,
Der Mund des Weibes stumm.

Und Manus Mac Swine brummte:
Gottlob, den wären wir los!
Die Noth um Kartoffeln und Whisky
War ohnehin schon groß.

Wo an der Kirchhofmauer
Nie leuchtet der Sonne Schein,
Dort senkte er den Kielkropf,
Drei Kreuze schlagend, ein.

Wohl hundertmal des Tages
Denkt Con Mac-Gilligan:
Des Kobolds Wort zu trauen,
Ziemt's wohl 'nem klugen Mann?

Von tück'schen Elfenstreichen
Die ganze Litaney,
Die Abends er vernommen
Am Torfherd, fällt ihm bei.

Die Sage von Kieselsteinen
Wie Hühnereier groß,
Die an die Ohren geflogen,
Bricht Kobolds Ingrimm los –

Die Sage vom Shileila,
Von unsichtbarer Hand
Recht nachdrücklich regieret,
Die ist ihm wohl bekannt.

Doch von gezeigten Schätzen
Hört' er kein Sterbenswort.
Und doch klingt Elfens Lockung
Stets in den Ohren fort.

Freund Con, wie soll das werden
Mit Ablaß und mit Beicht'?
Mit Geistern zu handthieren,
Der Priester nimmt's nicht leicht.

Ei was, ich geh' zum Elfen —
Wenn er Moidoren zeigt,
So weis' ich die dem Pfaffen,
Und, gilt's die Wett', er schweigt.

Und auf 'ne Tracht von Prügeln
Kommt's auch nicht weiter an.
Und vor 'ner Beul' am Kopfe
Zagt auch kein braver Mann.

Wenn's Stein und Prügel regnet,
Fort bin ich wie der Wind,
Der Kobold soll gewahren,
Wie flink wir Schneider sind.

Er ging nach dem Felsen von Doune
Am Aller-Seelen-Tag,
Genau wie der Elf geboten,
Zum zehnten Glockenschlag.

Daß heimlich er gebetet
Credo und Ave Marie,
Die Nachbarn sagen's alle —
Gestanden hat er's nie.

Als bei der Felsenecke
Er an der Eiche stand,
Da schlug ihm eine Eichel
Recht tüchtig auf die Hand.

Der Schneider schrak zusammen,
Und starrte wild empor —
Da saß der Gnom im Laube,
Just über'm Elfenthor;

Ein Bübchen gehüllt in Seide,
Und in geriss'nen Sammt,
Trug wie ein Junker die Schärpe
Mit Zindeln und geflammt.

Der tanzte auf den Zweigen,
Und warf ihm Kußhand zu:
Willkommen, süßer Schneider,
Ich bin bei Dir im Nu.

Das freut mich, lieber Junge,
Daß Du Vertrauen hast;
Ich will Dich auch besser bewirthen,
Wie der König seinen Gast.

Den Erdschwamm, den ich reiche,
 Nimm in die linke Hand,
 Solch langer Kerl, wie Du bist,
 Paßt nicht in's Gnomenland.

Halt' fest ihn in der linken,
 Dann schrumpfst Du plötzlich ein,
 Bist Du von meiner Größe,
 Dann schlüpfe hinterdrein.

Doch hüte Dich vor Allem,
 Sprich Gottes Namen nie,
 Bet' auch kein Vater-Unser,
 Kein Credo, kein Ave-Marie.

Zu Hause magst Du plappern
 Von Früh bis Abends spät.
 Hier bist Du mäuschenstille,
 Sieh zu sonst, wie Dir's geht.

Der Führer nahm den Schlüssel,
 Und eh' ein Frauenmund:
 Jak Robinson! sprechen konnte,
 Weit auf die Thüre stund.

Con Mac mit offnem Maule
Trat ein in den Palast.
Das Glitzern und das Funkeln
Stockblind macht es ihn fast.

Das war 'ne Pracht! Nicht David,
Nicht König Salomon,
Nicht König Georg — Gott segn' ihn
Noch lang' auf Englands Thron —

Nein, alle Dreie haben
Nie halb so schön gewohnt
Als hier, wo Wand und Diele
Mit Bergkristall gebohnt.

Wo Säulen von Topasen
Und Simse von Rubin,
Kronleuchter von Demanten
In tausend Strahlen glüh'n.

Nun, sprach der Gnom, Freund Schneider,
Was sperrst Du Maul und Nas'?
Sack' ein die Diamanten,
Die sind kein böhmisch Glas.

Nun, sprach der Gnom, Freund Schneider,
Was sperrst Du Nas' und Maul?
Sack' ein die Randdukaten,
Bist sonst ja nicht so faul.

Con wacht wie aus dem Traume
Bei diesen Worten auf,
Und schiebt in seinen Ranzen
'Nen ganzen Guineen-Hauf'.

Das war ein rechtes Wunder:
Ward auch das Kerlchen klein,
Der Schubsack blieb der alte —
Es ging genug hinein.

Dem Schneider schliefen vor Raffen
Zuletzt fast ein die Händ':
Gott sei gedankt! jetzt hab' ich
Genug bis an mein End'!

Und kaum hat Plappermäulchen
Den Namen Gottes genannt,
So prasselt es wie Donner,
In Trümmer stürzt die Wand.

Die Lichter all' verlöschen,
Der Gnom ist blitzschnell weg.
Und auf die Nase plumpet
Con Mac halb todt vor Schreck.

Die ersten Sonnenstrahlen
Zieh'n über'n Doune herauf —
Da schlägt erwachend der Schneider
Langsam die Augen auf.

Es dreht sich ihm im Kreise
Wie 'n Töpferrad herum.
Er reibt sich oft die Augen,
Und kuckt sich blinzelnd um.

Hier ist die alte Eiche,
Und hier das Elfenthor.
Wo hab' ich denn gestern getrunken,
Daß ich den Kopf verlor.

Was hab' ich für tolle Dinge
Vom Gnomenschloß geträumt,
Wie ich Guineen und Perlen
In meinen Sack geräumt.

Auf richtet er sich allmählig,
So schwer — Juchheissasa!
Solch' Träumen will ich loben!
Noch sind die Dukaten da!

Ei Du verständ'ger Kobold,
Das hast Du gut gemacht!
Nun rasch zur Frau nach Hause —
Und Irland, gute Nacht!

Denn was bei Tag der Teufel
Hat auf den Rücken gebracht,
Das schleppt er unterm Bauche
Ganz heimlich weg bei Nacht.

Marsch, Master Con, nach Derry,
Dann nach New-York geschwind.
Kein Elf kann über's Wasser,
Das weiß ein jedes Kind. —

Mit vollem, steifen Winde
Ging's nach New-York jetzt fort,
Und ist er nicht gestorben,
Lebt Con noch heute dort.

Das Märchen vom goldnen Schlüssel.

Es war der heil'ge Dreikönigstag —
Fußhoch der Schnee auf dem Felde lag —
Da zieht ein Bauerbursch von Haus
Mit seinem Schlitten nach Holz hinaus,
Streift durch den Wald der Kreuz und Queer,
Wo morsch' Gezweig gefallen wär',
Find't hier ein Zweiglein, dort 'nen Zacken,
Und säumt nicht, Alles aufzupacken;
Knickt hier und da noch ein frisches Reis —
Ist's auch nicht welk, ist's doch voll Eis —
Der Böse wird doch den Förster nicht plagen,
Bei dieser Hundekälte zu jagen?
Und als der Schlitten voll und schwer,
Da wünscht er, daß er zu Haus' erst wär',
Am schönen warmen Ofen säß',
Und seinen gebratnen Apfel äß'.
Der Nordwind pfeift, die Kiefer knarrt,
Der arme Teufel ist ganz erstarrt;

Er haucht und bläst sich in die Finger,
Der Frost wird darum nicht geringer;
Er schlägt um den Leib mit Macht den Arm,
Doch das macht just ihn auch nicht warm.
Ei, hol's der Fuchs, denkt er, ich kann
Mir zünden auch hier mein Feuerl' an.
Soll ich denn für die Andern frieren,
Die sich nicht weg vom Ofen rühren?
'Ne Hand voll Holz, ein Spähnchen Kiehn,
Dann thau' ich auf, um heim zu zieh'n. —
Doch Eis und Schnee und Feuersglut
Vertragen sich nicht, das wußt' er gut.
Sein ganzes Schaufelgeräth bestand
Aus den fünf Fingern an jeder Hand,
Und, weil Besinnen nichts helfen kann,
Hub er tapfer damit zu schaufeln an,
Und scharrt' und kratzt', und kratzt' und scharrt',
Bis er erreicht den Boden hart.
Und wie er im besten Scharren war,
Fand er 'nen Schlüssel von Golde klar.
Mein Bursche haschte danach so flink,
Als wär's ein luft'ger Schmetterling,
Bekuckte den Fund der Kreuz und Queer,
Dreht ihn wohl zehnmal hin und her,
Und spintisirte, was er sollt'
Anstellen mit dem Schlüssel von Gold.
Da ging ihm plötzlich auf ein Licht:

Ein Schlüssel findet allein sich nicht,
Und wo einmal der Schlüssel leit,
Da ist das Schloß auch nicht mehr weit.
Er kratzt' und scharrt', und scharrt' und kratzt',
Daß schier die Haut von den Fingern platzt;
Die Kälte hat er längst vergessen,
Den Herd', den gebratnen Apfel, das Essen.
Er schaufelt fort und ohne Rasten —
Da stößt er auf einen Eisenkasten —
Sechs Scheffel altes Dresdner Maaß,
Die gingen hinein, das wär nur Spaß.
Gott geb's, der Schlüssel passe dazu!
Was muß erst in der Eisentruh'
Für Karfunkel liegen und Königspracht,
Wenn schon der Schlüssel von Gold gemacht!
Das Schlüsselloch ist winzig klein —
Juchhei! der Schlüssel geht hinein.
Er dreht herum, die Feder schnappt —
Jetzt wird der Deckel aufgeklappt?
Noch nicht. — Er dreht ihn noch einmal,
Und wieder knarrt der Feder Stahl.
Aha, nun kommt's? — Noch lange nicht,
Noch schließt die Kiste fest und dicht.
Er dreht zum drittenmal herum — — —
Ihr Alle steht vor Neugier stumm,
Ihr zittert vor Frost und Ungeduld?
Der Hund von Schlosser trägt die Schuld;

Ich wollt', er würde zum Galgen verdammt!
Mir selber sind schon die Finger verklammt.
Hilft nichts, wir müssen uns schon fassen
Und unsern Buben aufschließen lassen.
Klafft erst der Kasten sperrangelweit,
Dann kuck ich hinein, und sag' Euch Bescheid.

Die selbstspielende Harfe.

Russisches Volksmärchen.

In dem Saal des Czaren von Aegypten,
Afor's, rannten Diener hin und wieder,
Speisen auf Goldschüsseln mühsam schleppend,
Wein aus räum'gen, goldnen Kannen schenkend
In des Czaren Kelch und dessen Gastes.
Aber als der Gast den blanken Teller
Von sich schob und den getriebnen Becher,
Wandte sich Czar Afor zu dem Fremden:
„Tapfrer Jüngling, wolle mir verkünden,
Wer Du seist, von wannen Du gekommen,
Welcher edler Eltern Du Dich rühmest,
Welcher Wunsch auf Deinem Herzen laste."

Da verneigte sich der gute Jüngling
Mit gekreuzten Armen vor dem Czaren:
„Wisse," sprach er, „Astrach ist mein Name,

Stamme von dem Czaren von Nowogrod,
Filon, und Chaltura, der Czariza;
Bin auf schnellem Roß zu Dir gekommen;
Nicht zu schmausen kam ich, nicht zu bechern,
Einzig nur um der Czarewna willen,
Um Osida's Hand bei Dir zu werben.
Und so fleh' ich: Gieb sie mir zum Weibe."

Mit dem grauen Haupte nickte sinnend
Lange Zeit Czar Afor, strich des weißen
Bartes Silberwell', und sah zur Erde.
Endlich sprach er: „Guter Jüngling Astrach,
Nicht zur Werbung stimmen dunkle Zeiten,
Nicht, die junge Gattin heimzuführen.
Als Dein gutes Roß Dich hergetragen,
Hast Du nicht den Tatar-Czar gesehen,
Und sein Heer, die Dreimalhunderttausend,
Die verheerend meinem Reiche nahten,
Plündernd und den Brand in Städte schleudernd?
Um Osida freit, um die Czarewna,
Der ungläub'ge Tatar-Chan; er weihte
Mich dem bösen Tod und die Czariza.
Wo so arger Feind umdrängt die Mauern,
Wollen keine Hochzeitskerzen glimmen."

Wieder sprach jetzt Astrach Filonowitsch:
„Gnäd'ger Herr, Czar Afor, wollt vergönnen,

Daß ich für den heil'gen Glauben streite
Mit dem Heiden-Czar. Mit Gottes Hülfe
Und der Heil'gen soll es wohl gelingen." —
Und der Czar gewährte gern die Bitte.

Morgen war's, da stand von seinem Lager
Astrach auf: er dehnte seine Glieder,
Legte auf sein gutes Roß den Sattel,
Betete zu Gott und dessen Heil'gen,
Neigte sich nach Norden und nach Süden,
Neigte sich nach Westen und nach Osten,
Grüßte dann den Czaren, die Czariza
Und die heimlich weinende Czarewna,
Schwang sich auf sein Roß und ritt von dannen.
Als er aus dem weißen Thor getreten,
Schlug er auf des Pferdes straffe Hüften.
Hitzig ward das Roß, die Hufe trennten
Von der Erde sich, es hob sich höher
Als der steh'nde Wald, nur wenig tiefer
Als die Wolke; zwischen seinen Füßen
Ließ es Berg und Thal; die kleinen Flüsse
Deckt' es mit dem Schweif, die großen aber
Uebersprang es. Also kam der Ritter
An das Heer ungläubiger Tartaren.
Rasch zog er das Schwert aus gold'ner Scheide,
Metzelte die Busurmanen nieder;
Und wohin Prinz Astrach's Arme fegten,

Oeffnete sich eine räum'ge Gasse;
Wo er mit dem guten Roß sich drehte,
War ein freier, blut'ger Platz zu schauen.
Nicht so viel erschlug der tapfre Ritter,
Als sein starkes Ritterroß zermalmte.
Endlich war das große Heer vernichtet,
War ein großer, rother Leichenhaufen,
Und der Busurmanen Czar gefangen.

Ei, wie hat Czar Afor da geschmunzelt,
Als den Tatar=Chan er sah in Ketten!
Ei, wie hat Osida hold gelächelt,
Als sie Astrach sah als Sieger kehren!
Ei, wie rannten Diener hin und wieder,
Speisen tragend, goldne Kelche füllend
Bei dem fünfzehntägigen Gelage. —
Wäre selber gern dabei gewesen,
Wenn der Kämm'rer mich nur eingeladen! —
Als die schöne, milde Zeit vorüber,
Sprach Prinz Astrach zu Aegyptens Czaren:
„Nicht zu schmausen kam ich, nicht zu bechern,
Einzig nur um der Czarewna willen,
Um Osida's Hand bei Dir zu werben.
Und so fleh' ich: gieb sie mir zum Weibe."

Mit dem grauen Haupte nickte sinnend
Lange Zeit Czar Afor, strich des weißen

Bartes Silberwell', und sah zur Erde.
Endlich sprach er: „Guter Jüngling Astrach,
Sei als Eidam Du mir viel willkommen!“
Die Czarewna hieß er flugs erscheinen,
Goldring gegen Goldring auszutauschen,
Mit dem Prinzen Astrach Filonowitsch.
Sittig trat aus ihren Frau'n=Gemächern
Die Czarewna, blickte stumm zur Erde,
Wurde roth bis an die Rabenlocken, —
Aber nicht aus Zorn, wohl mehr aus Liebe, —
Reichte einen Goldring für den andern,
Litt den Kuß auf ihre schöne Wange;
Endlich hob sie also an zu reden:
„Süßer Bräut'gam, Astrach Filonowitsch,
Der Du mich als Gattin heimzuführen
Ungeduldig treibst, nur Eins erwäge:
Mager wird der Hochzeit Freude bleiben,
Lautlos, gleich dem ernsten Leichenmahle,
Ohne Saitenklang und Zinkenschmettern,
Ohne Pauken und der Gußle Schwirren,
Denn mein Vater hat nicht einen Spieler.
Reite deshalb, vielgeehrter Bräut'gam,
Reite Du durch sieb'nundzwanzig Länder
In das dreißigste, in Czar Kaschtschei's
Reich, zu ihm, den sie unsterblich heißen.
Raub' ihm seine bergkrystall'ne Harfe,
Die von selber spielt; dann kehre wieder.“

Tief verneigte sich der gute Jüngling,
Ging aus dem weiß-steinernen Palaste,
Zog sein Streitroß aus dem Czarenstalle,
Legt' ihm auf den Sattel aus Tscherkessien,
Und den Zaum von schemachan'scher Seide,
Und verließ den breiten Hof des Czaren.

Auf der Straße ritt er lange Tage.
Endlich schaut er eine Birkenhütte,
Hart am Walde, rings herum ein Gärtchen.
Und mit Ritterstimme rief Prinz Astrach:
„Hütte, wende dich mit deinem Rücken
Waldwärts, straßenwärts mit deinem Pförtchen!"
Und die Hütte that wie ihr geboten.
Astrach Filonowitsch sprang zur Erde,
Trat gebückten Hauptes in die Hütte,
Sah ein Zauberweib in finstrer Ecke,
Klein, gekauert, Flachs vom Rocken spinnen.

„Weshalb," rief sie, „Astrach Filonowitsch,
Guter Jüngling, bist Du hergekommen?
Kamst mit Willen, oder wider Willen?
Hieher fliegt kein Vogel, streicht kein Elenn,
Ritter ritten niemals hier vorüber,
Und wie hat Dich Gott hieher geleitet?"

Drauf Prinz Astrach: „Alte dumme Hexe,
Sätt'ge Du vorher mich guten Jüngling,
Und dann magst Du Deinen Gast befragen."

Und die Zaub'rin reicht' ihm Trank und Speise,
Führt' ihn in die heiße Badestube,
Peitschte ihn mit grünen Birkenzweigen,
Kämmte dann des Trotzkopfs goldne Locken,
Fragte wieder: „Astrach Filonowitsch,
Weshalb, künd' es, bist Du hergekommen?
Kamst mit Willen, oder wider Willen?"

Also war des Jünglings Gegenrede:
„Wieviel ich mit freiem Willen gehe,
Geh' ich zweifach so viel wider Willen;
Reite jetzt durch sieb'nundzwanzig Länder
In das dreißigste, zum Czar Kaschtscheï,
Um von ihm die bergkrystallne Harfe,
Die von selber spielet, zu erkämpfen."

„Ho ho ho! Das soll Dir sauer werden.
Aber bete Du zu Gott und schlafe;
Denn nicht gerne sinnt der braune Abend,
Doch erfind'risch ist der gelbe Morgen."

Als der gelbe Morgen nun geleuchtet,
Stand Prinz Astrach auf vom weichen Lager,

Legte Strumpf' und Stiefel an und wusch sich,
Betete zu Gott und dessen Heil'gen,
Neigte sich nach Norden und nach Süden,
Neigte sich nach Westen und nach Osten,
Sagte dann Lebwohl dem Zauberweibe.
„Weile noch," so sprach die Hexe, „weile,
Und vernimm die treugemeinte Lehre:
Reite, Astrach, nach Kaschtscheï's Landen,
Nahe Mittags seinem Goldpalaste,
Ueberspringe mit dem Roß die Mauer,
Sprenge durch des grünen Gartens Gänge,
Suche dort die reizende Czarewna,
Die Kaschtscheï vor sechs Jahren raubte,
Wahrheit wird ihr Erdbeermund berichten."

Auf sein Roß stieg Astrach Filonowitsch,
Ritt so lang, so kurz, so weit Ihr wollet,
Bis zum Goldpalaste des Kaschtscheï,
Uebersprang des grünen Gartens Mauer,
Suchte dort die rosige Czarewna,
Fragte nach der wundersamen Harfe,
Die von selber spiele stark und lieblich.

„Guter Jüngling," sprach hierauf Darisa,
„Will Dir gern die Zauberharfe weisen,
Will zur Zauberharfe Dir verhelfen,
Aber schwöre mir beim wahren Gotte,

Daß Du mich Gefang'ne willst erlösen." —
‚Gerne schwör' ich's Dir!' versetzte Astrach,
Und Darisa: „Berge Dich im Garten,
Naht doch der unsterbliche Kaschtscheï."

Und dem Czare hold entgegentretend,
Seine bartumbuschte Wange streichelnd,
Fragte list'gerweise die Czarewna:
„Sage mir, unsterblicher Kaschtscheï,
Theurer mir, als selbst der Stern des Auges,
Sage, ob Du wirklich auch unsterblich,
Daß ich mich der ew'gen Liebe freue?"

Zu der Schmeichlerin hierauf Kaschtscheï:
„Niemals wird der böse Tod mir nahen,
Weiß doch Keiner, daß er in den Besen,
Der dort hinterm Ofen liegt, gebannt ist." —
Ei, wie schnell ergriff den dürren Besen
Die Czarewna, warf ihn in das Feuer.
Er verbrannte — leben blieb Kaschtscheï.

Wieder nahte die Czarewna schmeichelnd,
Streichelte die bartumbuschte Wange,
Küßte ihn mit erdbeerrother Lippe,
Fragte listig: „Gnäd'ger Herr Kaschtscheï,
Sage, ob Du wirklich auch unsterblich,
Daß ich mich der ew'gen Liebe freue.

Sieh, ich wußt' es wohl, daß Du mich täuschtest,
Und verbrannte nur zum Scherz den Besen."

Lachend sprach hierauf der Czar Kaschtscheï:
„Wo mein Tod sei, sprich, was kann's Dich grämen?
Doch vernimm's, weil ich Dich zärtlich liebe.
Dort im Felde steh'n drei grüne Eichen;
In der größten mächt'gen Wurzelzweigen
Lebt ein Wurm; wer diesen Wurm gefunden
Und zerträte, würde mich zertreten."

Wohl vernahm es Astrach Filonowitsch,
Ging in's Feld zu den drei grünen Eichen,
Grub den Wurm aus seiner Wurzelhöhle,
Und zermalmte ihn mit starker Ferse,
Kam zurück und fragte: „Lebt Kaschtscheï?"
‚Ach, noch lebt er,' seufzte die Czarewna. —
„Frag' ihn zärtlich, laß nicht ab zu dringen,
Bis er Dir gestanden, wo sein Tod sei." —

Wieder ging Darisa zu dem Czare,
Zu Kaschtscheï, schlang um seinen Nacken
Ihren weißen Arm, begann zu weinen,
Laut zu schluchzen: „Und das nennst Du Liebe,
Heißest Du aufrichtiges Vertrauen,
Mich mit lügenhaftem Wort zu täuschen?
Wo Dein Tod sei, hast Du mir verhehlet,

Nicht erwägend, daß durch bösen Zufall
Ich des Todes Ursach werden könnte.
Schreitet doch das Unglück durch die Erde,
Häkelt sich an jedes Menschen Ferse,
Seine Hände stets zum Aergsten lenkend."

Lachend sprach darauf der Czar Kaschtschei:
„Machst Dir eitle Sorgen, weißes Mädchen;
Nimmer wirst Du meinen Tod verschulden;
Der ist fern von hier und schwer zu finden.
Wisse denn, daß auf dem weiten Weltmeer
Eine Insel liegt, mit Namen Bujan.
Auf der Insel steht ein grüner Eichbaum,
Unterm Eichbaum ruht ein eisern Kästchen,
In dem Kästchen ruht ein golden Körbchen,
In dem Körbchen schläft ein grauer Hase,
In des Hasen Leib schläft eine Ente,
Und ein Ei ruht in der Ente Leibe;
Wer das Ei zerbricht, der wird mich tödten."

Wohl vernahm es Astrach Filonowitsch,
Schwang sich auf sein wohlgezäumtes Streitroß,
Ritt so lang, so kurz, so weit Ihr wollet,
Bis er an das weite Meer gekommen.
Sah dort einen Fischer mit dem Kahne,
Rief ihm: „Bring' mich nach der Insel Bujan!" —
‚Dorthin rudr' ich eben, guter Jüngling.' —

Und Prinz Astrach fand den grünen Eichbaum,
Grub das Kästchen aus der schwarzen Erde,
Hob das Körbchen aus der Eisenkiste,
Riß den Hasen mitten von einander —
Ha! da flog aus ihm die graue Ente,
Schwang sich auf und flog weit über's Weltmeer,
Ließ das Ei in's graue Wasser fallen.
Traurig sah dies Astrach Filonowitsch,
Hieß den Fischer flugs die Netze werfen,
Tief bis auf den Grund die Maschen senken,
Und der Fischer that des Ritters Willen,
Zog das Seil herauf mit starken Armen,
Kaum die Last vermocht' er zu gewält'gen,
Bis des Ritters Kraft sich ihm gesellte,
Und das Netz in's sand'ge Ufer schleppte.
Sieh, da lag ein Riesenhecht im Netze,
Und das Ei im Bauch des Riesenhechtes;
Astrach ritt vergnügt mit ihm von dannen
Nach Kaschtschei's Garten zur Czarewna.

„Fürchte nichts," so sprach sie, „wackrer Jüngling,
Und komm' unverzagt mit mir zum Czaren."
Als nun Beide vor Kaschtscheï traten,
Riß er flugs die breite Sichelklinge
Von Damaskus aus der Silberscheide;
Doch der Ritter drückte leise, leise
Nur das Ei. Da hob der Czar zu stöhnen

An, zu schreien, überlaut zu brüllen,
Brüllte gleich dem todeswunden Stiere:
„Sagt' ich darum, wo mein Tod verborgen,
Dir Darisa, daß Du mich verriethest?
Astrach Filonowitsch, Gnade, Gnade,
Du zerbrichst die Knochen mir im Leibe!"
Astrach aber ließ sich nicht bewegen,
Brach das Ei — da starb der Czar Kaschtschei.

Astrach dankte Gott und dessen Heil'gen,
Nahm die Wunderharfe an den Busen,
Hob Darisa auf sein gutes Streitroß,
Hieß den Arm sie um die Hüfte schlingen,
Schlug den Hengst auf seine straffen Hüften.
Hitzig ward das Roß; die Hufe trennten
Von der Erde sich; es hob sich höher
Als der steh'nde Wald, nur wenig tiefer
Als die Wolke; zwischen seinen Füßen
Ließ es Berg und Thal; die kleinen Flüsse
Deckt' es mit dem Schweif, die großen aber
Uebersprang es. Also kam der Ritter
Zu Czar Afor's steinernem Palaste,
Neigte tief sich mit gekreuzten Armen
Vor der Braut, der rosigen Osida,
Gab ihr dann die bergkrystall'ne Harfe,
Die von selber stark und lieblich tönte,
Küßte dann die Braut auf beide Wangen.

Ei, da gab es eine reiche Hochzeit!
Goldne Diener rannten hin und wieder,
Speisen auf Goldschüsseln mühsam schleppend,
Wein aus räum'gen, goldnen Krügen füllend
In des Czaren und des Brautpaars Kelche;
Und die Harfe spielte süße Weisen,
Stark und lieblich, daß die Fenster klangen,
Und die Leute auf der Straße horchten.
Wäre selber gern dabei gewesen,
Wenn der Kämm'rer mich nur eingeladen —
Mög' er in der Hölle dafür braten!

Der Arme und der Reiche.

Volksmärchen.

Als die alte gute Zeit noch war,
Die besser als unsre um kein Haar,
Und der liebe Gott in Menschengestalt
Noch ab und zu auf Erden gewallt,
Da traf es sich, daß weit vom Ziel
Die Nacht den Herren überfiel.
Im Dunkeln irrt' er lang allein,
Zog ohne Fußpfad querfeldein;
Das Wetter war schlecht, und müd' und matt
Bekam er das Wandern von Herzen satt.
Da sah er schimmern in der Fern'
Ein Lichtlein gleich 'nem schwachen Stern;
Faßt' wieder Muth und tapfte wacker
Drauflos durch Stoppel, Wies' und Acker,
Bis er zwei Häuser erreicht im Feld,
Einander just genüber gestellt;
Gebaut von Ziegeln war das eine,

Von Lehm gebacken das andre kleine.
Ei, dachte der Herr, beim Reichen hier
Bekomm' ich wohl noch Nachtquartier;
Im schlimmsten Falle doch gewährt
Er mir ein Plätzchen am Feuerherd.
So pocht' er herzhaft dann an's Thor;
Der Reiche steckte den Kopf hervor,
Und schrie gar protzig: Was soll das bedeuten,
So spät zu klopfen bei ehrsamen Leuten?
Darauf der Herr: Ein Wandersmann
Spricht um Nachtlager freundlich an.
Der Reiche bekuckt den Reisebündel,
Brummt in den Bart von verlaufnem Gesindel,
Mustert glupsch die Kleider des Herrn,
Find't sie nicht fein, noch wen'ger modern,
Denkt, was soll mir der im Haus,
Das läuft auf Bettelei hinaus. —
Ruft dann: Trollt Euch in Henkers Namen!
Die Kammern liegen voll Kräuter und Samen.
Hab' keinen Platz im Hause hier
Für solches Lumpenpack wie Ihr.
Herbergt' ich jeden Vagabunden,
Der hier anpocht zu allen Stunden,
Müßt' ich zuletzt mich selber bequemen,
Den weißen Stab in die Hand zu nehmen.
Drauf schlägt er das Fenster zu mit Macht,
Läßt stehn den Herren in der Nacht.

Der Herrgott denkt: Da fuhr ich übel,
Der liest auch wohl nicht in der Bibel,
Sonst kennte den Spruch der Grobian:
Pocht an, so wird Euch aufgethan.
Drauf klopft er an das kleine Haus;
Der Arme tritt sogleich heraus.
Hat ihn freundlich und dringend gebeten,
Sein schlechtes Hüttchen zu betreten:
Es ist schon spät, nachtschlafende Zeit,
Und bis zur nächsten Stadt noch weit.
Bleibt hier zur Nacht, nehmt guten Rath,
Vor Allem den Willen statt der That.
Das Weib reicht drauf dem Herrn die Hand,
Spricht: Legt das Ränzel an die Wand.
Macht's Euch bequem und setzet Euch,
Kartoffeln und Eier kochen gleich.
'S ist wenig, doch wir geben's gern. —
Und da gefällt's gar wohl dem Herrn.

Doch als es nun zum Schlafen kam,
Die Frau den Mann bei Seite nahm,
Sprach: Alter, wir machen uns eine Streu,
Und schlafen wohl auf Stroh und Heu.
Der dort ist den ganzen Tag gegangen,
Der wird wohl nach weicherm Lager verlangen.
In Gottes Namen, versetzt der Mann,
Trägt gleich sein Bett dem Herren an,

Läßt nicht ab mit Dringen und Bitten,
Bis es der liebe Gott gelitten.
Drauf schliefen sie Alle sanft und süß,
Und träumten von Himmel und Paradies.

Als Morgens die Sonn' in's Fensterlein schien,
Gedachte der Herr von dannen zu ziehn,
Sagte den Leutchen seinen Dank
Für nächtlich Lager, Speis' und Trank,
Wandte sich nach der Thüre um,
Und sprach: Das Evangelium
Besagt, was Ihr dem Aermsten gethan,
Das thut Ihr auch dem Herren an.
Und weil Ihr mich so mild gepflegt,
Sprecht, ob Ihr keine Wünsche hegt?
Dreist 'raus! Um der Barmherzigkeit willen
Möcht' ich Euch gern drei Bitten erfüllen.

Da sagte der Mann: Eins hätten wir gern,
Nach unserm Tod die Gnade des Herrn.
Denn ohne ew'ge Seligkeit,
Was helfen uns die Güter der Zeit.
Da sagte die Frau: Und bis zum Tod
Bedürfen wir nur unser täglich Brot.
Der liebe Gott fragt: Und zum Dritten? —
Drauf Beide: Da wüßten wir nichts zu bitten.
Und wieder fragt der Herrgott: Sprecht,

Wär' Euch ein neues Haus nicht recht?
Ei, sagt die Frau, ei, ruft der Mann,
Wenn's ginge, das nähmen wir schon an.
Da sagte der Herr erbarmend: Ja!
Und was sie begehrten, das geschah;
Dann reicht' er dem Paare freundlich die Hand,
Und wanderte weiter durch das Land.

Als nun die Sonn' in ihrem Lauf
Gestiegen, da stand der Reiche auf,
Legte sich gemächlich in's Fenster;
Fuhr zurück, als säh er Gespenster,
Rieb sich die Augen, sah wieder hin.
Schüttelte, traute nicht seinem Sinn,
Weckte dann die verschlafene Frau:
Anne Marie, komm' her und schau,
Schau das Haus, wie's blitzt und gleißt,
So, daß es schier in die Augen beißt.
Träum' ich, wach' ich? Giebt's jetzunder
In aufgeklärten Zeiten noch Wunder?
Die Frau sprang aus dem Bett nicht faul,
Sperrte weit auf Nas' und Maul,
Rief: Da möcht' Einen rühren der Schlag!
Man quält und plackt sich den ganzen Tag,
Bringt's mit allem Schaben und Sparen
Zu Etwas kaum in zwanzig Jahren,
Und solch Pack hat in einer Nacht

Es weiter noch als wir gebracht.
Muß doch mal hurtig hinüber springen,
Fragen, wie sie es thäten zwingen?
Also lief sie hinüber in Hast,
Verlor in Eil den Pantoffel fast,
Fragte: Nachbarin, sagt doch, wie
Solch Haus Euch wie ein Pilz gedieh?
Da hoben denn die Frau, der Mann
Vom Wandrer zu erzählen an,
Wie er drei Wünsche frei gegeben,
Tägliches Brot, das ewige Leben,
Drittens das schöne, räumige Haus. —
Wild rennt des Reichen Weib hinaus,
Schreit: Sattle den Schecken, Mann, und reit';
Der Hexenmeister ist noch nicht weit.
Was träumst Du? Mach' Dich auf die Sohlen,
Der Alte ist wohl noch einzuholen.
Von gestern Abend der fremde Mann,
Der that denen drüben das Wunder an.
Setz' Dich auf's Pferd, gieb ihm die Sporen,
Noch ist die Hoffnung nicht verloren.

Da schwingt der Reiche sich auf in Eil,
Reitet im scharfen Trab eine Meil',
Holet den lieben Gott noch ein,
Redet lieblich zu ihm und fein:
Alter Herr, mit Müh' und Beschwer

Jag' ich heut' Morgen hinter Euch her,
Und bitt' inständigst Euch darum,
Nehmt mir's von gestern Abend nicht krumm.
Da hat die Frau gescheuert, gefegt,
Gekramt und des Hauses Schlüssel verlegt,
Und als ich ihn endlich wieder gefunden,
Da war't Ihr schon in Nacht verschwunden.
Kommt Ihr aber zurück, mein Lieber,
So geht bei uns ja nicht vorüber.
Die drüben sind ganz gute Leut'!
Wissen aber nicht recht Bescheid;
Bei unser Einem, der schon vornehmer,
Da habt Ihr's besser und viel bequemer.

Ja spricht der Herr Gott, das kann seyn,
Komm' ich des Weges, tret' ich schon ein.

Der Reiche drauf: Ein Wort, ein Mann.
Nun lieber alter Herr, sagt an,
Wie's etwa mit drei Wünschen steht?
'S ist nur so wegen der Kuriosität —
Doch wie gesagt — mein Weib und ich —

Schon gut, verlaßt Euch nur auf mich.
Wir sprechen schon weiter von der Sache,
Wenn ich mal wieder die Reise mache.

Scharmant. Indeß — ich meine — mir däucht,
Daß doppelt giebt, wer baldigst reicht.
Die Wünsche werden bei mir nicht verderben —
'S ist nur von wegen leben und sterben.
Der Herr entgegnet: Mag's drum seyn;
Doch wär' Dir's besser, ich sagte nein.

Der Reiche sperrt kaum zum Dank das Maul,
Wendet zum Heimritt seinen Gaul,
Fängt an bei sich zu überlegen,
Was ihm wohl brächte den meisten Segen.
Er simulirt wohl hin und her,
Hat zu Diesem und Jenem Begehr,
Kann nicht zum Entschluß gedeihn,
Denn immer fällt ihm was bessers ein,
Hätt' am liebsten die Welt genommen,
Hofft noch 'ne schönre zu bekommen,
Brummt immer sich vor: drei Wünsche, drei,
Bedenk' es wohl, stehn Dir nur frei.

Die Sonne stieg und brannte heiß,
Da kamen Fliegen und ander Geschmeiß:
Stachen den Schecken hier und dort,
Der wedelt mit dem Schweif sie fort;
Wo's ihn biß und wo es ihn stach,

Da schlug er mit Kopf und Huf danach.
Der Reiter saß wie auf der Folter;
Recht ernst nachsinnen und grübeln wollt' er,
Und mußte sich quälen mit Schenkeldruck,
Mit Zügelführung und all dem Spuk;
Bekam das Zuckeln satt genug
Und schrie: So wollt' ich doch jedenfalls,
Die verdammte Mähre bräche den Hals,
Und kaum hat er das Wort gesprochen,
Als auch das Pferd den Hals gebrochen.

Der Reiche erhob sich mit Beschwerde,
Wischt' aus Nas' und Mund die Erde,
Murmelte zwischen den Zähnen was,
Das just nicht klang wie Gratias.
Und heimlich grollend schnallt er den Zügel
Vom Roß, packt auf den Sattel und Bügel,
Schilt: Funfzig Gulden kostet der Schecke —
Verdammt! — Nun bleiben nur noch zwei!
Wer sagt mir, was nun zu wählen sei?

Und wie er nun keuchte durch den Sand
Und immer heißer die Sonne gebrannt,
Begann der Sattel auf dem Rücken
Sich schwer zu machen und arg zu drücken,

Und immer fiel ihm noch nicht ein,
Was wohl die besten Wünsche sei'n,
Und wenn er nun auch was wünschen möcht',
Wer weiß, ob es der Frau auch recht.
Die Frau, nun ja — da muß ich mich plagen,
Und den verfluchten Sattel tragen,
Und die sitzt wohlgemuth zu Haus
Und lacht mich im kühlen Zimmer aus.
Wie's Schleppen thut, wenn sie's nur wüßte!
So wollt' ich doch, daß sie sitzen müßte
Auf dem Sattel und könnte nicht vom Fleck.

Kaum sprach er's, so war der Sattel weg,
Und so der zweite Wunsch erfüllt.
Der Reiche wird fuchsteufelswild,
Flucht und tobt und wettert und rennt
Nach Haus, als ob der Kopf ihm brennt;
Hört schon von Weitem jammern und schrei'n,
Tritt athemlos in's Zimmer ein,
Sieht seine Frau auf dem Sattel fest,
Und wie der Sattel vom Weibe nicht läßt.
Spricht: Engel, gieb Dich nur zufrieden,
Was Du begehrst, das sei Dir beschieden,
Ich geb' Dir Kleider und Tücher und Spitzen,
So bleib doch nur geruhig sitzen.
Sie aber schreiet Zeter und Mord,

Will von dem verdammten Sattel fort.
Der Reiche schnitt ein flämisch Gesicht,
Und, mocht' er wollen oder nicht,
Hieß sie des Sattels ledig seyn —
Das traf denn augenblicklich ein.
So hatt' er von Allem, was er begehrt,
Plack und Qual und ein todtes Pferd.

Des Sapicha Rache.

In dem niedern Steinhaus von Wilkowo
Steht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Mühsam schmeichlerisches Lächeln heuchelnd,
Mühsam seine Stirn von Falten glättend,
Mühsam nur nach milden Worten haschend
Gegen den ergrauten Herrn Wilkowski,
Klopft dem Szlachcic traulich auf die Schulter,
Nennt ihn edler Herr und Herzensvater:
„Fordre was Du willst, es soll Dir werden.
Bei der Mutter Gott's von Czestochowa
Schwör ich's, Alles will ich gern gewähren;
Silber, Gold und Ungarwein und Stiefeln,
Meinen Schecken, hörst Du's, meinen Schecken —
Nur verkaufe mir Dein Gut Wilkowo.
Alles Land gehört hier dem Sapieha,
Zwanzig, dreißig Stunden in der Runde,
Nur der Blumentopf, die Hand voll Dünger,
Dein Wilkowo nicht — der Schwarze hol' es!
Frei will ich zu Roß den Hasen hetzen,

Jagen — ja so weit der Himmel blau ist,
Will von keinem morschen Gränzpfahl wissen.
Dein Wilkowo, Brüderchen, verkauf' es." —

Rückwärts winkt Sapieha zween Heiducken.
Säbelklappernd nahen die Trabanten,
Tragen Jeder zwei gewicht'ge Säcke,
Klimpern mit den schönen Silbermünzen,
Schütten dann die Gulden auf den Steintisch,
Lauter blanke, neugeprägte Gulden,
Aus dem kleinern Beutel die Dukaten,
Mit der Jungfrau und dem Jesusknaben,
Mit dem Ritter und den sieben Pfeilen.
Lustig rollten weiß' und rothe Gulden *)
Von dem Steintisch in des Zimmers Winkel.
„Brüderchen, verkaufe mir Wilkowo,"
Spricht Sapieha, „all das Gold ist Deine."

Den geschornen Scheitel wiegt der Szlachcic,
Blickt zu Boden, dreht den Bart verlegen,
Räuspert sich und lächelt, doch gezwungen,
Neigt demüthig sich, und küßt Sapieha's
Schnurbesetztes Kleid am tiefsten Saume,
Spricht mit blöder Stimme: „Fürst Sapieha,
Gnäd'ger Herr, behalte Deine Gulden,

*) Rother Gulden, der poln. Ausdruck für Dukaten.

Laß sie wieder in die Säcke sperren.
Nimmermehr vertrödl' ich mein Wilkowo;
Von dem Vater hab' ich es ererbet,
Der von seinem, Jener von dem Ahne:
Stammgut ist's, es lieh uns ja den Namen.
In der Kirche tauften sie den Säugling,
In der Kirche traute man den Bräut'gam,
In der Kirche ruhen Weib und Kinder,
In der Kirche will ich selber ruhen.
Gnäd'ger Herr, behalte Deine Gulden. —"

In die Lippe beißt sich Herr Sapieha,
Böses Zucken blitzt im Mundeswinkel,
Tiefe Falten furchen seine Stirne,
Doch er spricht kein Wort, nickt mit dem Kopfe,
Daß die weiße Reiherfeder schwanket,
Wendet sich und geht. Begierig raffen
Die Heiducken das verstreute Silber,
Aengstlich hilft Herr Sewerin Wilkowski.

Ostern ist's, das Fest der Auferstehung,
Und die lange Fastenzeit zu Ende.
In der Kirche hat der Probst das Frühstück
Eingeweiht, den Barszcz *), den fetten Schinken,

---

*) Poln. National-Essen, ein Hauptbestandtheil des vom Priester zu Ostern geweihten Frühstücks.

Hat den Gallert und den Wein besprenget.
Zu Kozmin, im Hauptthor unterm Wappen
Steht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Sieht mit trotz'gem Lachen das Gewimmel
Seiner Gäste in den Schloßhof fluthen,
Grüßt von Weitem schon mit hellem Rufe,
Heißet die Geladenen willkommen,
Und den blöden Fremdling näher treten.
Alle küßt er herzlich auf die Schulter,
Küßet auch Herrn Sewerin Wilkowski,
Nennt ihn Bruder, vielgeliebten Nachbar,
Schilt ihn freundlich, daß er erst dem dritten
Boten zugesagt, der ihn geladen,
Führt die Gäste in die räum'ge Halle.
Jedem wünscht er Glück zum Osterfeste,
Reicht das harte Ei, den scharfen Branntwein.
„Zugelangt," so ruft er, „lustig, Jungen!
Endlich ist die Fastenzeit vorüber,
Die den Magen uns mit Oel verkleistert
Vierzig Tage. Holt es nach, Ihr Herren!"

Hastig drängen sich die edlen Polen
Um den Tisch, ergreifen die Pokale,
Die krystallnen, voll vom Ungarwein,
Lassen hoch den stolzen Fürsten leben,
Werfen rasch die Becher an die Mauer,
Daß die Scherben klingend niederfallen.

Keine Lippe soll sie mehr entweihen
Seit des hohen Hausherrn Wohl getrunken.
Und das Frühmahl wird zum Mittagsmahle,
Und das Mittagsmahl beleuchten Kerzen;
Als die Kerzen aber bis zum Stümpfchen
Abgebrannt, ruft wieder man zum Frühmahl.
Immer kreist der große Silberhumpen,
Der zwei Maaße faßt, und wohl noch drüber.
Immer tönt's: Es ist an Dir, mein Bruder.
Und der Wirth umfaßt der Lässigen Kniee,
Bittet, fleht, den Ungar nicht zu schonen,
Bittet, fleht Herrn Sewerin Wilkowski,
Ja drei volle Tage auszuhalten,
Alle drei hochheil'gen Ostertage;
Küßt ihn zärtlich auf den grauen Schnurrbart,
Schwört ihm Brudertreu auf ew'ge Zeiten —
Und der Alte muß dem Herrn gehorchen.
Hei! das ist ein lust'ges Polenleben!
Pauken und Trompeten vom Altane,
Dudelsack und Geige vor dem Thore,
Neue Fässer den stets durst'gen Kehlen,
Wangen roth vom Wein, und Augen funkelnd,
Küsse, Schwüre, scharfe Säbelhiebe,
Neue Becher, neue Bruderküsse.
Ja, der Fürst Sapieha ist kein Knicker,
Ist ein Pole noch vom alten Schlage,
Uebt Gastfreiheit auf Sarmaten Weise.

Drei der Tage schmausen die Geladnen,
Zechen zwei der Nächte in der Halle,
Schwingen dann sich taumelnd auf die Rosse,
Werfen sich weinschläfrig in die Briczken,
Und ihr Jauchzen tönt noch aus der Ferne.

Nacht ist's. Schlummernd nickt der Herr Wilkowski
Mit dem grauen Haupt. Die Rosse fliegen
Hurtig, nach dem heim'schen Stall sich sehnend,
Durch den weichen Sand der Kieferwälder.
Plötzlich zieht Janeczek stramm die Zügel,
Hält die Schimmel, reibt sich stumm das Auge,
Murmelt leis Gebet und laute Flüche.
Und der Herr erwacht: „Was soll es, Junge?
Irr' gefahren bist Du. Wart', die Peitsche
Soll Dich lehren, Du vertrackter Dummkopf! —"

„Herr, das geht nicht zu mit rechten Dingen.
Schau doch selbst. Hier steht das alte Steinkreuz,
Dort die Linde, die der Blitz getroffen —
Hundert Schritte stehn sie von Wilkowo —
Und, so wahr ich meine Mutter liebe!
Kreuz und Linde seh' ich — nicht Wilkowo!"

Aus der Briczka springt der alte Szlachcic,
Wirft den Pelz zurück, die Lämmermütze,
Starrt in's Dunkel, keines Wortes mächtig.

Föhren wiegen rings die dunkeln Wipfel —
Alles stumm, sogar die Krähen schlafen —
Wo Wilkowo stand, ist lockrer Acker.
„Heda! Hülfe! All' Ihr heil'gen Helfer!"
Ruft der Alte: „Jesus und Maria!
Hülfe! Hülfe! Bin ich toll geworden? —"

Und da regt sich's furchtsam in den Büschen.
Greise lauschen schüchtern aus den Sträuchern,
Weiber mit den Kindern auf dem Arme,
Die vor Kälte zitternd leise wimmern;
Männer drängen sich um ihren Herren,
Wollen reden, doch die salz'ge Thräne
Tröpfelt über ihre bärt'gen Wangen;
Endlich stammeln Alle durcheinander:

„Die Kosaken sind in's Dorf gekommen,
Die Kosaken des Marcin Sapieha,
Hundert Mann mit Säbeln und Pistolen.
Hütt' und Steinhaus haben sie zertrümmert,
Unsre Herden nach Kozmin getrieben,
Uns in's Joch gespannt, und Peitschen schwingend
Uns des Dorfes Boden ackern lassen,
Und dann Salz gesäet in die Furchen.
Fertig wurden sie erst diesen Abend." —

Lautlos blickt Herr Sewerin zur Erde,
Wischt sich mit dem Ballen große Tropfen
Aus dem Auge, von dem grauen Barte;
Seufzt dann leise: „Ach, mein armes Dörfchen!
Und die Kirche — und die theuern Särge!“ —

Also rächte sich Marcin Sapieha,
Zu den Zeiten der erlauchten, freien
Republik Polonia, da man zählte
Tausend siebenhundert zwei und vierzig.

Die Pestjungfrau.

Lithauische Volkssage.

An den Binsenufern der Narewka, —
Jener altersmüden Silberschlange,
Die sich schweigsam, nur die ziehnden Wolken
Und der Bäume Riesenwipfel spiegelnd,
Wälzt durch die Bialowiczer Haide, —
Ruht am Waldessaum das Dorf Dabrowa.
Hundert Häuser stehn dort in zwon Reihen,
Wohlgebaut von Lehm und zähen Balken,
Auf den Dächern moosbewachsnes Röhricht,
Gegen Schnee und Regengüsse schirmend.
Hundert Scheuern stehn dicht an den Häusern,
Alle räumig, stark und fest gezimmert,
Und mit gelbem Korn gefüllt bis oben.
Hundert Ställe stehn dicht an den Scheunen,
Und in jedem wiehern sieben Rosse,
Schnellbehuft, mit Mähnen bis zur Erde;
Und in jedem brüllen sieben Stiere,

Silbergrau, von Horn zu Horn zwo Ellen.
Aber alle Hütten von Dabrowa
Ueberragt das weiße Schloß des Gutsherrn,
Mit zwon Storchennestern auf dem Giebel,
Sieben Pforten, sieb'n und siebzig Fenstern,
Spiegel für der Sonne goldnes Antlitz,
Wenn sie nach dem reichsten Edlen Litwas
Schauet, nach dem Herrn Pawel Kotkiewicz.
Aber alle Höfe von Dabrowa
Ueberragt der Schloßhof des Woywoden:
Sieben Scheuern stehen dort zur Rechten,
Jede voll von Garben bis zum Giebel.
Sieben Ställe stehen dort zur Linken:
Sieb'n und siebzig Stuten birgt der eine,
Schlankre zeugten Litwas Wiesen nimmer;
Sieb'n und siebzig Fohlen birgt der andre,
Muth'gre schnaubten nie auf Litwas Stoppeln;
Sieb'n und siebzig Hengste birgt der dritte,
Kampfbegier'ger stürmten mit dem Krieger
Niemals Renner nach des Reußen Marken.
Färsen, Stiere, schweren Schrittes zieh'nde,
Wohl die schönsten, welche der Narewka
Flüssig Silber jemals durstig sogen,
Drängten sich in den vier andern Ställen.
Aber Schloß und Feld und Ställ' und Scheunen,
Alles nannte sein Pawel Kotkiewicz,
Der begüterste von Litwas Edlen.

Gold der Sonne, das sich von dem schlanken
Erlenstamm allmählig in den Wipfel
Zog zurück, ist längst in Nacht erblindet.
In der Halle, die mit Eichenholze
Von dem Estrich bis zum Sims getäfelt,
Sitzt im Armstuhl Herr Pawel Kotkiewicz
Am Kamin. Er starret auf das Wappen
Des Geschlechts, in buntem Stein gemeißelt,
Auf das blaue Feld mit weißem Kreuze,
Auf den Pfauenwedel überm Helme.
Schweigend dreht er seines grauen Schnurrbarts
Locke, die bis auf die Brust herabhängt;
Schweigend trinkt er aus dem goldnen Becher
Ungarwein, und Staz, der Leibkosake,
Füllt ihm lautlos den geleerten wieder
Aus getriebnem Bauch der Silberkanne.
Sieben Kinder sitzen um den runden
Eichentisch, doch keines bricht das Schweigen,
Keiner von den sechs gewalt'gen Söhnen,
Deren Bart sich dichter füllt und dunkelt,
Nicht die Tochter wagt's, die blühende Jungfrau —
Alle ehren sie des Vaters Sinnen,
Dessen düstrer Blick den losen Funken,
Die dem knorr'gen Eichenklotz entsprühen,
Nachstarrt, bis im Rauchfang sie verschwinden.

Durch die braune Thüre schwankt Marcyanna,

Die Milchschwester mit dem Herrn Kotkiewicz,
Und, im Haus gealtert mit dem Hausherrn,
Amme war des erstgebornen Sohnes,
Pflegerin fünf andrer wie der Tochter;
Bückt sich, drückt die Zipfel der blautuchnen
Auf die Erde hängenden Czamarra
Des Woywoden an die welken Lippen,
Flüstert leise, zitternd, kaum vernehmlich:
„Böse, böse Zeit naht für Dabrowa!
Auf dem Hof am steinumfaßten Troge
Stand ich, silberhelles Wasser füllend
Aus der Messingröhr' in weiße Krüge,
Und ich sah sie durch die Lüfte schweben,
Sie, die Pestjungfrau. Gleich wie der Falke
Langsam, kaum die bunten Flügel regend,
Sich im Kreis hoch in den Lüften drehet,
Bis er das im Furchennest geduckte
Rebhuhn schaut, und niederstößt und rupfet,
So die Pestjungfrau. Mit rothem Tuche
In der Hand umkreis'te sie Dabrowa,
Zirpend wie die Fledermaus im Fluge,
Schoß, der Sternenschnuppe gleich, hernieder,
Schreitet auf den Zehen längs den Häusern,
Ruft der Männer, Frauen, Kinder Namen,
Pocht zur Linken bald, und bald zur Rechten
An die Thüren, an die Fensterladen.
Oeffnet mit schlaftrunknem Aug' der Bauer,

Streckt sie durch den Spalt den dürren Finger,
Wedelt mit dem blutigrothen Tuche,
Schüttelt fleck'ge Pest aus dessen Falten.
Laß die Thüren, Herr, die Fenstern schließen,
Fest verschließen, laß sie nimmer öffnen,
Welchen Namen auch die Jungfrau rufe,
Wie sie auch die Stimme mag verstellen,
Bis die böse, böse Zeit vorüber."

Vom Kamin erhebt sich der Woywode,
Heißt den Marschall und den Küchenmeister,
Heißt des Hauses Diener alle kommen,
Heißt sie reichen Vorrath von den Speichern,
Aus den Kellern, aus den Kammern bringen,
Wein und Brannteweín und Fleisch und Grütze,
Heißt die Eichenthüren wie die Laden
Schließen von den sieb'n und siebzig Fenstern,
Spiegel für der Sonne goldnes Antlitz;
Heißt sie Lampen zünden auf den Gängen,
Tag zu Nacht, die Nacht zum Tage wandeln,
Heißt den Rosenkranz sie emsig beten.
Alle thun nach des Woywoden Worten.

Bange Stunden folgten bangen Stunden,
Ob der Sternennacht sie angehörten,
Ob dem Tage, Keiner mocht' es sagen,
Denn nicht Sonnenlicht, nicht Mondesschimmer

Blitzte durch die strenggeschloss'nen Bretter.
Still! Da pocht es an des Schlosses Pforte
Hell und eifrig. Heisre Stimme rufet
Fort und fort des Erstgebornen Namen:
„Mikolay, getreuer Kampfgenosse,
Grzegorz ruft Dich. Kennst Du nicht den Hetmann?
Oeffne, Bruder, sattle Deinen Renner,
Denn wir wollen heut selb funfzig andern
In das Bernsteinland nach Norden ziehen,
Silberkelch' und Meßgewänder rauben."
Aber stille bleibt es in der Halle,
Nur des Herzens Pochen wird vernehmlich.
Wieder pocht es an des Schlosses Pforte
Hell und eifrig. Mannes Stimme rufet
Nikodem, dem zweiten: „Bruder, öffne.
Draußen hält Janeczek mit zweihundert.
Sattle, Bruder, sattle Deinen Schecken,
Denn der Rokosz ziehet nach der Grenze,
Nach der Reußen Land in stürm'scher Eile.
Perlen, Zobelpelz und Bärendecken
Hat der Moskowit für Litwas Sieger."
Aber stille bleibt es in der Halle,
Nur des Herzens Pochen wird vernehmlich.
Bange Stunden folgten bangen Stunden,
Und zum Dritten pocht es an die Pforte
Hell und eifrig. Jünglings Stimme rufet:
„Oeffne schnell, Franciszek, flinker Junge,

Nach der Haide von Bialowicze,
Längs den Binsenufern der Narewka
Laß uns reiten und das Elenn jagen.
Bin ja Piotr. Erkennst Du nicht den Vetter?"
Aber Alles schwieg, und in die Ohren
Drängte sich ein Jeder tief den Finger,
Um nicht des Gespenstes Ruf zu hören.
Und so lockt es auch den vierten Bruder
Mit des Probstes wohlbekanntem Grundbaß,
Tokais alten braunen Ausbruch preisend,
Und den Fünften mit der Würfel Klappern,
Und den Sechsten mit des Mädchens Lispeln,
Die des lieben Freund's sehnsüchtig harre,
Und die Schwester mit des Liebsten Stimme:
„Bin Stanislaw, kennst Du nicht den Bräut'gam,
Dessen Goldreif Dir am Finger funkelt,
Dem Du Herz und Hand gelobtest. Oeffne.
Draußen harren all die Hochzeitgäste,
In der Kirche flimmern schon die Kerzen,
Und der Priester steht am Hochaltare.
Lausche Liebchen nur am Schlüsselloche,
Mußt ja Dudelsack und Geigen hören
Und Brautführers lust'ge Sangesweisen.
Sofiusza, öffne dem Verlobten."
Aber Alles schwieg und in die Ohren
Drängte sich ein Jeder tief den Finger,
Um nicht der Bethörung zu erliegen.

Bange Tage folgten bangen Tagen,
Und die Tage dehnten sich zu Wochen.
Eng umlagert hielt das Schloß die Jungfrau,
Schwirrte um die festverschloss'nen Luken,
Pochte bald an Thüren, bald an Fenster,
Rief die Söhne bald, und bald die Jungfrau,
Bald der Diener, bald der Mägde Namen,
Stieg in's Dorf hinab und kehrte wieder.
Hohl erklangen schon die bauch'gen Fässer,
Neigen tröpfelten aus grüner Flasche,
Und der Schaffner fühlte schon den Boden,
Wenn er Vorrath aus dem Kasten scharrte.
Und von Neuem seufzte an der Pforte
Das Gespenst, der Greisin Stimme äffend,
Zum Woywoden: „Oeffne, Bruder Pawel,
Oeffne Deiner Schwester Maryusza.
Aus Groß-Polen komm' ich, Dich zu sehen,
Dich vor meinem Ende noch zu küssen.
Schwanden doch schon fünf und zwanzig Jahre,
Seit der Gatte mich nach Poznan führte.
Drei der Söhne kenn' ich nur als Knäblein,
Dreie nicht, noch nicht die kleine Tochter.
Oeffne, daß ich all die Kinder segne."

Wohl vernimmt die Lockung der Woywode,
Hebt den krummen Säbel von dem Haken,
Zieht ihn aus der grünen sammtnen Scheide,

Der mit Silberbuckeln reich beschlagnen,
Prüfet bei der Lampe Schein die Klinge,
Ob der braune Rost sie nicht benaget,
Sieht sie hell und blank und ohne Makel,
Und drei Kreuze in den Stahl gegraben
Bei den Namen Jesus und Maria;
Sorglich prüft er, auf des Daumens Nagel
Schabend, ob noch haaresscharf die Schneide,
Und dann schreitet er nach dem Portale,
Schiebt zurück die schweren Eisenriegel.
Schreiend folgen ihm die sieben Kinder,
Hängen an den Arm sich ihres Vaters,
Halten ihn zurück bei der Czamarra,
Bitten, flehen, flehen nur vergeblich.
All die sieben Kinder nach der Reihe
Küsset der Woywode auf die Stirne,
Schläget noch des Kreuzes heil'ges Zeichen
Ueber Jedes, heißt sie dann entweichen
In des Schlosses innerste Gemächer,
Heißt den Rosenkranz sie emsig beten.
Nassen Auges thun sie, wie geboten.

Aus dem Thor tritt Herr Pawel Kotkiewicz,
Tritt beherzt dicht an das böse Wesen,
Schwingt den Sarras zischend durch die Lüfte,
Haut der Jungfrau mächtig in die Rechte,
Und die Rechte fällt mit sammt dem Schleier

Glatt vom Stumpf gehauen auf die Erde.
Angstvoll kreischend hebet sich die Scheuche,
Sinkt zurück, schwingt wieder sich vom Boden,
Mühsam wie gelähmte Reiher fliegen,
Mit dem hiebgespaltnen Arme zuckend,
Wimmernd, laut vor Schmerz und Bosheit schreiend.
Aus den nachtgeschwärzten Wolken klang es
Lange noch wie schrill'ndes Habichtsrufen.
Endlich ward es still.

Die Kinder harrten
Daß der greise Vater wiederkehre;
Lehnten an das Schlüsselloch sich horchend,
Spähten lauschend durch der Thüre Spalte,
Sahen ihren Vater todt am Boden,
Weinten bitter um den todten Helden,
Senkten ihn dicht an dem Hochaltare
In die Gruft der Kirche von Dabrowa,
Hingen Sarras sammt dem rothen Schleier
Des Gespenstes auf am Kirchenpfeiler;
Beide hängen dort noch heut'gen Tages.
Seit dem Opfertode des Woywoden
Bleibt Dabrowa von der Pest gemieden.

Die Lebensüberdrüssigen.

Novellette.

In dem räumigen Salon des Landhauses von Hauteuil reihten sich an einem der regnichten Oktober-Abende des Jahres 1668 drei Männer um den weiten Kamin, in dessen Flammenrachen große Bündel dürrer Weinreben knisternd und prasselnd in Asche zerfielen.

Besonders empfänglich für die wohlthuende Wärme, die der Gluth entströmte, schien der Aeltere der Gesellschaft zu seyn, ein Vierziger, welcher den Tisch, auf dem ein Teller mit Reisbrühe von dem halbvollendeten oder unterbrochnen Nachtmahle des Kränkelnden zeugte, so nahe als möglich an die Flamme gezogen hatte, sich fester in seinen sammtnen Schlafrock wickelte und die Füße abwechselnd dem Eisengitter, welches die Kohle zusammenhielt, näherte. Eine große dunkelbraune, feinduftende Perücke, nach der Mode der Zeit weit über die Schultern in Tausenden von Löckchen und Ringeln wallend, umschloß ein regelmäßiges, edelgeformtes aber blasses Gesicht, dessen Hauptzierden hochgewölbte Augenbrauen, dunkle Augen, deren Glanz ein schwärmerischer feuchter Schimmer zu mildern schien, und ein weicher, von kurzem Stutzbart umgebner Mund waren.

Ihm zur Seite, den Rücken dem Feuer zukehrend, stand ein junger, höchstens achtzehnjähriger, jedoch weit über sein Alter hinaus entwickelter Mann, schon jetzt das Bild einer schönen, füllreichen, kräftigen Heldengestalt, für deren Jugend nur die freundlichen Züge des anmuthigen Gesichts, die frische bartlose Lippe, der Glanz des schalkhaften braunen Auges sprachen. Das Ebenmaß seiner Glieder wurde durch die damalige geschmacklose Tracht eines Elegants eher verhüllt als gehoben. Aber die Blicke des Wohlgefallens und der Selbstzufriedenheit, welche der Jüngling von Zeit zu Zeit auf seine Bekleidung fallen ließ, so oft er die feinen Spitzenmanschetten der gestickten Riesenärmel weiter hervorzupfte, oder die lange Halsbinde über der Drapd'or-Weste in neue zierliche Falten brach, wenn er die Hunderte von Bändern und Schleifen, welche seine Beinkleider den canons verknüpften, musterte, oder gar auf den zierlich abgestumpften Schuh mit der ungeheuern Bandrose blickte, und von Zeit zu Zeit den kleinen dreieckigen Hut lüftete, um ihn wieder in die braunen Wellen der Perücke zu begraben — alle diese Bewegungen schienen von keiner Ahnung des Mißvergnügens über die verunstaltende Tracht, und wohl eher von einer jugendlichen, leicht verzeihlichen Eitelkeit auf die gesuchte Eleganz seines hofmännischen äußern Wesens zu zeugen.

Der Gegenstand der Beobachtung beider Männer war der Dritte, ein Jüngling, dessen wohlgebildetes Aeußere wenig dem des bereits geschilderten Stutzers nachgab, dessen

schlichte dunkle Perücke jedoch, eben so wie der schwarze der Zierrathen völlig entbehrende Anzug, hinreichend auf den Unterschied der Stände hindeutete, wenn der aufmerksame Beobachter diesen nicht schon allein aus der befangneren Art der Handbewegungen und der Körperstellung während der Deklamation, welche der junge Mann so eben emphatisch vortrug, errathen hätte.

Er hatte so eben die Rede des Nicomedes:

Te le dirai-je, Araspe, il m'a trop bien servi,

häufig von dem Bravorufen des Jüngern unterbrochen, beendet, während der ältere der Zuhörer den Kopf fast unmerklich wiegte und die begleitenden Gesten durch heimliches Spiel der Finger zu kritisiren schien. „Schon genug, genug, lieber Freund," rief jetzt der Letztere beim Schluß der Tirade. „Ich sehe, es fehlt Ihnen keinesweges an Anlagen und nur an Ausbildung nach besseren Mustern als die Monfleury, Beauchateau, Hauteroche und dergleichen, deren schwülstiges Hervorgurgeln der Worte, deren Windmühlenflügelartige Armbewegungen Sie Sich angeeignet haben."

„Aber mein Herr" —

„Schon gut, ich weiß was Sie sagen wollen. Die genannten Schauspieler finden Beifall, werden beklatscht — ja, sie wissen durch ihre langgezognen Pausen und erschreckenden Gesten dem betäubten Zuschauer sehr wohl anzudeuten, wann er zu applaudiren habe — aber dies Alles macht noch nicht den Bühnen-Künstler. Wo würde wohl jemals ein König, wenn er sich mit seinem Vertrauten unter vier

Augen befände, um diesem ein Geheimniß mitzutheilen, wie ein Tollhäusler handthieren, wo würde er wie ein öffentlicher Ausrufer schreien, die Arme in die Hüfte stemmen, die Beine spreizen, und dergleichen Unziemlichkeiten mehr sich zu Schulden kommen lassen? Doch hiervon wollte ich nicht reden. Ich wiederhole es, Sie haben Anlagen, es fehlt Ihnen nicht an Gefühl für poetische Schönheiten, und es könnte binnen kurzer Zeit ein recht wackrer Schauspieler aus Ihnen werden." —

„Ein ausgezeichneter, eine Zierde der Bühne!" setzte der junge Mann am Kamine hinzu.

Der Aeltere warf ihm einen mißbilligenden Blick zu und fuhr gegen den Deklamator fort: „Ich will auch Ihren Betheurungen, daß Sie eine mächtige Sehnsucht fühlen, unsern Stand zu ergreifen, Glauben beimessen; ja — ich will ganz aufrichtig sprechen: Sie scheinen Beruf zu demselben zu haben. Demohnerachtet widerrathe ich Ihnen auf das Ernstlichste, sich der Bühne zu widmen."

„Ist es möglich, Herr Molière," stammelte der Angeredete. „Sie widerrathen mir?"

„Ist es möglich?" rief zu gleicher Zeit der junge Elegant.

„Liebes Kind," entgegnete Molière — denn er war es, welchen der Schwarzgekleidete zum Schiedsrichter aufgerufen hatte — zu dem jungen Stutzer gewandt: „Liebes Kind, Du siehst, daß Herr Berlon nicht Dich, sondern mich um Rath fragte. Erlaube daher, daß ich als ehrlicher Mann

und frei von den Vorurtheilen meines Standes die verlangte Auskunft gebe. Sein freier Wille möge sich späterhin für meinen Ausspruch, oder für den Deinigen, Baron, der seinen Neigungen vielleicht mehr schmeicheln dürfte, entscheiden."

Baron, der schon damals berühmte Schauspieler, wandte sich unwillig ab, und es war augenscheinlich, daß nur die seinem Pflegevater Molière schuldige Ehrfurcht ihn abhielt, die Vertheidigung seines Standes, für welchen er so enthusiastisch eingenommen war und dem er noch eben ein so fähiges Mitglied als den jungen Berlon zuzuführen gedachte, zu übernehmen.

„Aber, Herr Molière," fragte betroffen der Dilettant, „Sie, dessen unverdient gütiges Urtheil mir schon so viel, wie Fähigkeiten und richtiges Gefühl, zugesteht, der Sie an mir blos einige üble Angewohnheiten, deren mich zu entkleiden ein Leichtes seyn würde, tadeln — Sie sind es, der mich von einer Laufbahn, zu welcher mich mein ganzes Herz zieht, zurückhalten will? Ich hatte mich von dem Direktor der königlichen Gesellschaft wahrlich eines andern Ausspruchs versehen."

„Leicht möglich," erwiederte Molière mit trübem Lächeln. „Aber dies Eine beantworten Sie mir nur, Herr Berlon: Auf welche Weise gelangten Sie zu der bewiesenen, bei einem Anfänger wahrhaft seltenen theatralischen Fertigkeit?"

„Mein Vater," antwortete der Jüngling, „ein wohlhabender Advokat in Paris, hat bei meiner Erziehung keine

der mir angebornen Anlagen übersehen zu dürfen geglaubt. Die Lehrer, welche mich späterhin im Collège des quatre nations unterwiesen" —

„Wie?" unterbrach ihn Molière hastig, „Sie sind der Sohn rechtschaffner, begüterter Eltern, Sie haben eine ihrer Geburt angemessene Ausbildung genossen, und erwählen einen Stand, der nur die Zuflucht Derjenigen ist, welchen keine weitere übrig bleibt? Junger Mann, bedachten Sie nicht, daß die Bühne betreten, den Dolch Ihren würdigen Eltern in's Herz stoßen heiße? O glauben Sie mir, dem Erfahrnen, daß ich mir schon die bittersten Vorwürfe gemacht habe, der früheren Laufbahn ungetreu worden zu seyn, daß ich, wenn es mir möglich wäre, umzulenken, daß ich dem Theater mich nimmermehr widmen würde. Glauben Sie es mir, der ich unter Tausenden von Schauspielern noch das große Loos errungen. Bethört auch Sie der unselige Schimmer unsers Standes? Ja, es ist wahr, wir werden von den Großen aufgesucht; sie gehen mit uns wie mit ihres Gleichen um — in der That aber sind wir nur die Sklaven, die schmählichen Sklaven ihrer Vergnügungen, ihrer Launen. Die Mehrzahl unsrer Mitbürger verkennt unsre Bestrebungen, mißachtet sie, ja verachtet wohl gar, der Ausschweifungen unwürdiger Mitglieder halber, unsern ganzen Stand. Wären Sie, mein Herr, in bedrängten Umständen, so dürften Sie auf mich als den eifrigsten Förderer Ihres Vorhabens rechnen — jetzt aber bekenne ich, daß ich im Gegentheil Ihnen offen in den Weg trete, daß ich Alles anwenden werde, um

Ihren unglücklichen Vorsatz zu bekämpfen."

Der junge Verlon brachte stotternd und verlegen noch einige Gründe vor, um den strengen Urtheilsspruch zu mildern, als er durch das unerwartete und geräuschvolle Hereinstürmen einiger Freunde des Wirths in seinen ferneren Erörterungen gestört wurde.

Verschobne Perücken und Halsbinden, Flecken und Falten in den feinen brodirten Anzügen, die in ihrer Steifheit und Unbeholfenheit jede unregelmäßige Handlung und Bewegung verhindern, wenigstens augenblicklich ahnden zu wollen schienen, mehr aber noch die glühenden Wangen und unruhig funkelnden Augen, waren eben so viel Verräther des Ortes, den die Eintretenden kürzlich erst verlassen hatten.

„Molière," rief der zuerst Hineinbrausende, ein kleiner beweglicher Mann, aus dessen Zügen eben so viel Genialität als Zügellosigkeit sprach, indem er den vergebens sich Sträubenden zu wiederholten Malen umarmte, „Molière, wir kommen so eben, la Fare, du Croisy, Brécourt und ich aus dem Cabaret zur Sirene. Ich schwöre Dir zu: der oeil de perdrix war göttlich" —

„Auf Ehre, deliciös!" pflichteten la Fare und die beiden Andern dem Sprecher bei.

„Ich habe aber," fuhr dieser fort, „mit unserm Marquis gewettet, der Deinige übertreffe ihn bei weitem im Petilliren, im Feuer" —

„Sollte es dessen wohl noch bedürfen?" flocht Mo-

lière trocken ein.

„Allerdings," versetzte sein Freund hitzig, „allerdings. Sieh nur, ich meine hauptsächlich die zweite Periode des Schmeckens beim Weine, die Reaktion der edlen Flüssigkeit, das Mild-Durchglühn des Venensystems, das lebendige Hervortauchen der Weingeister, den seelenvollen Kampf derselben mit den trägen Blutwellen, das Unterliegen, das Fortgerissenwerden der letztern" —

„Dein Wein," unterbrach ihn der Marquis la Fare, „unterscheidet sich hauptsächlich und preisenswürdig von dem des Cabaretier dadurch, daß er nichts kostet, wie du Croisy auf dem Herwege sehr verständig bemerkte, und worin ich ihm trotz des fantastischen Wortkrams unsers Chapelle völlig beipflichte."

„Sei ihm nun wie ihm wolle," fügte der Dichter hinzu, „wir sind nach Hauteuil gekommen, um unsre Ehrensache auf's Reine zu bringen, und Du, Molière, sollst dabei präsidiren."

„Aber was Teufel," fiel Brécourt ein. „Sie halten wohl hier eine medizinische Consultation? Dieser junge, schwarzgekleidete Herr" — —

„Haha!" lachte la Fare, „rächt sich die Arzneikunde endlich an ihrem ewigen Spötter? Gut, auch bei einem concilio medico sind wir nicht überflüssig. Allons! Chapelle, fasse den Puls des Patienten. Quid dicis?"

„Ajo," lachte der Humorist, „daß dieser Puls der Puls eines eingebildeten Kranken sei, eines lieben herrlichen Freun-

des, der keinen andern Feind als sich selber hat, den ich heute zwingen werde, sich in Strömen rothen Champagners mit sich selber und der Welt zu versöhnen, den" —

„Alter Jugendfreund," unterbrach ihn Molière, „Du bist im Irrthume. Noch habe ich meine Meinung über Aerzte nicht aufgegeben, und halte sie noch jederzeit für Leute, welche bezahlt werden, um in Krankenstuben unverständliches oder unverständiges Zeug zu schwatzen, so lange bis die Natur den Patienten rettete, oder die Arzeneien ihn umbringen."

„O, so ganz übel müssen Sie doch nicht mit den Aeskulapen stehen," entgegnete du Croisy; „haben Sie doch dem Sohne Ihres Arztes eine schöne Pfründe ausgewirkt."

„Ich habe dem Könige von meinem Arzte nur die schlichte Wahrheit berichtet, wenn ich sagte: Herr von Meuvillain diskurirt mit mir, verschreibt mir Rezepte — ich nehme sie nicht — und genese. Kein Wort weiter."

„Aber sagen Sie doch, du Croisy," fragte Baron, „hat denn mein junger Freund Berlon das Aussehen eines Purgantius, eines Diafoirus? Erkennen Sie nicht, billiger als Molière, einen Jünger der Thalia in ihm? Berlon, jetzt gilt es. Zeigen Sie Sich. Wir halten förmlich lit de justice. Das Arrêt des Parlaments von Hauteuil wird umgestoßen, annullirt, kassirt. Zeigen Sie den Herren die Proben Ihres Talentes. Und Sie Alle bitte, beschwöre ich, mit aufmerksam-prüfendem Auge dem Debüt meines Freundes zu folgen, ein so frühreifes, nur durch sich selbst gebil-

detes Genie anzuerkennen, und dann, du Croisy und Brécourt, demüthigst zu widerrufen, daß diese Armbewegung nach Senesblättern, diese Stimme nach Aderlaß-Verordnungen schmecken."

„Wie, junger Mann," stürmte der exaltirte Chapelle auf Verlon zu. „Sie sind ein Verehrer der göttlichen Kunst, ein Künstler selber? Lassen Sie Sich feurig umarmen" —

„Wen Baron so warm lobt," fügte der Marquis hinzu, „in dem kann ich nur den Meister erblicken. Aber sei es; wir wollen richten, streng, unbarmherzig streng richten — ich bin heute in einer barbarisch kritischen Laune. Fangen Sie an, Herr Verlon. Was denn gleich? Gleichviel. Fangen Sie nur an. Ah, ganz ausgezeichnet gut, süperb!"

„Was denn süperb, was ausgezeichnet, Marquis?" fragte Molière. „Der junge Mann hat ja noch nicht den Mund geöffnet."

„Einerlei; er ist ein Schauspieler vom ersten Wasser" —

„Vom ersten Wasser, la Fare? Ich sollte glauben, wenn Du sagtest vom ersten Wein, so wähltest Du einen bezeichnenderen, anmuthigern Ausdruck!" murrte Chapelle.

„Ja wohl, vom ersten Wein; und das sehe ich schon an der Art, wie er sich vornimmt zu reden, wie er sich räuspert. — O Molière, Du bist blind, sage ich Dir, stockblind. Betrachte nur dies edle Erheben des linken Arms, um sich zu schnauben! Aus dieser einzigen Be-

wegung erkenne ich den gemachten Schauspieler. Ex ungue leonem."

„Wie wär's, Herr Berlon," schlug du Croisy vor, Sie wählten die Stanzen aus dem Cid: Percé jusques au fond de coeur?"

„Bravo, bravo. Fangen Sie an. Sehr gute Wahl. Stille, er beginnt."

„Percé jusques au fond" —

„Herrlich! Einzig! Himmlisch!" tobte Chapelle. „Nun, meine Herrn, Brécourt und du Croisy, Sie sind selber Schauspieler — haben Sie je etwas dem Aehnliches gesehen?"

„Das percé spricht er vortrefflich. Percé! — man fühlt gleichsam das Messer im Herzen. Percé!" rief la Fare. „Du Croisy, fühlen Sie Sich nicht" —

„Ungeheuer durstig!" entgegnete der Befragte.

„Durstig! Ja, das ist das rechte Wort. Durstig! Wir vergaßen ganz, weshalb wir gekommen sind. Durstig! Es ist abgemacht, Berlon, Sie sind der erste Schauspieler der Welt. Molière, aus Dir spricht der Neid, purer Neid."

„Baron, Du hast Recht," bekräftigte Chapelle. „Belleroze war ein Stümper gegen unsern jungen Freund. Berlon, Sie bleiben der Bühne getreu. Ich gebiete es Ihnen. Percé! percé!" —

„Du bist wohl kaum heute geeignet, über einen so gewichtigen Gegenstand abstimmen zu können, lieber Chapelle,"

wandte Molière empfindlich ein. „Ich wiederhole es Ihnen, Berlon, was ich bereits sagte. Geben Sie diese Idee auf; werden Sie ein rechtschaffner Advokat, wie Ihr Vater" —

„Ein Advokat? — Gerechter Himmel! An den Gerichtsschranken sollte der Strom dieser Zauberrede sich brechen? — Es ist ein Raub, den Du am Publikum begehst. — Er soll, er muß Schauspieler werden!" tobten die weinglühenden Amphiktyonen durcheinander.

„Hören Sie mich, Berlon," fuhr Molière fort.

„Nein mich, mich hören Sie," schrie Chapelle dazwischen. „Eine Frage, nur eine beantworten Sie mir: Sind Sie Freund des Vergnügens?"

„Des erlaubten, allerdings," antwortete der junge Kandidat der Rechte.

„Ah bah! des erlaubten — ich kenne kein anders. Meinethalben also des erlaubten. So vergönne ich Ihnen denn, mich zu einem halbjährigen Durst zu kondemniren, wenn Sie nicht in sechs Wochen Bühnenleben mehr des erlaubtesten Vergnügens genießen, als in einer sechsjährigen Praxis."

„Ich sehe schon," seufzte Molière, „heute dringt die Stimme der Vernunft nicht durch."

„Will's Gott, nie. Und nun zu unsrer Wette."

„Die Wette, die Wette! Freilich, der oeil de perdrix!"

„Das kommt beim Streiten heraus!" murrte grämlich du Croisy, „jederzeit läßt man das Wesentlichste außer Acht, um sich mit Alfanzereien, die weder Sinn noch Verstand

haben, zu beschäftigen."

„Hörst Du die Todesseufzer des verschmachtenden Croisy?" rief la Fare. „Um aller Heiligen willen, befeuchte jenes ausgedörrte Faß, eh' noch alle Bänder und Reifen rettungslos abspringen. Lösche den glühenden Ambos unter seinem Herzen mit Weinfluthen. Habe Erbarmen mit dieser Wüste Saharah. Rasch, rasch, Molière, den Kellerschlüssel. Du siehst, die Gefahr ist eine dringende. Uebrigens hast Du gegen Deinen ehrwürdigen Stand so frevelhafte Lästerungen ausgespieen, daß nur die feierlichste Buße bei Geläut der vollen Kelchgläser sie zu sühnen vermag."

„Messieurs, meinen Keller gebe ich Preis" —

„Ein preisenswürdiges Preisgeben, wo der Preis so unschätzbar!" lachte Brécourt.

„Mich aber verschonen Sie. Meine wankende Gesundheit verbietet mir leider auf das Strengste die Freuden der Tafel" — und seine Brust krächzte trocken hustend die Beglaubigung. „Sie sehen" — auf den Teller deutend — „zu welcher Diät ich gezwungen bin. Entbinden Sie mich von der Verpflichtung, den Wirth zu machen. Ich lege mein Amt in Chapelle's Hände, und bin überzeugt, es dem Würdigsten überantwortet zu haben. Komm Baron" —

„Was? Auch Baron soll Deine hypochondrischen Grillenfängereien theilen," protestirte Chapelle. „Nimmermehr."

„Ich sehe," versetzte Molière, „Ihr seid nicht abgeneigt, die Nacht der gründlichen Erörterung Eurer sogenannten

Ehrensache zu widmen. Bedenkt, daß das Kind nicht im Stande ist, eine so ernsthafte Frage zu entscheiden" —

Um Baron's Mund spielte bei dem besorglichen Einwande seines Pflegevaters ein ziemlich spöttisches Lächeln, indem er sich zu gleicher Zeit in die Brust warf, um die Vergleichung seiner athletischen Figur und des ihm ertheilten Prädikates einem Jeden anheim zu stellen.

„Nichts davon," schrie la Fare. „Unser Symposion wäre Nichts ohne Baron. Du mußt ihn uns durchaus überlassen. Ich werde schon darüber wachen, daß Dein sechs Fuß langes Kind sich nicht durch unmäßiges Trinken im Wachsthum schade. Vertraue ihn mir."

„Wir garantiren Alle für Baron!" ertönte es im Chor.

„Und wer garantirt für Eure Garantie? fragte Molière. „Macht was Ihr wollt, Ihr Unverbesserlichen. Hier ist der Schlüssel zum Keller; und nun lebt wohl — ich darf nicht sagen: schlaft wohl!"

Er ergriff den Armleuchter und zog sich zurück.

Die Anstalten zum nächtlichen Gelage wurden mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit getroffen, welche zu beweisen schienen, daß der Salon von Hauteuil nicht zum erstenmale Schauplatz der Orgien des unersättlichen Chapelle und seiner gleichgestimmten Freunde gewesen seyn mochte. Im Kamine flackerte das Feuer heller auf; der runde Tisch war im Nu

mit länglichen Kelchgläsern, mit versiegelten Flaschen bedeckt; knallend sprangen die Korke, der rosenrothe ätherische Schaum des Champagners krönte den Rand der Pokale, und wurde, noch eh' er eingesunken, geschlürft.

„Tummle Dich, alter Godemer," rief Chapelle seinem bejahrten Bedienten zu, welcher mit der Flasche die Runde machte, „tummle Dich, damit ich nicht in Versuchung gerathen möge, Deinethalben meinen alten Witz vom Louis aufzuwärmen."

„Wärm' auf, wärm' auf," rief Brécourt, „ich kenne ihn noch nicht."

„Macht doch Chapelle nicht eitel," entgegnete Baron, „indem Ihr Wiederholung seiner Witzworte begehrt. Ich sage Dir, es war eine der plumpsten Turlupinaden, die nur jemals auf dem Pont-neuf gedrechselt wurden. Wir waren zum Souper beim Grafen Mireflor, und sein Bedienter, sein geliebter Louis, wie er ihn zu rufen pflegt, erwies sich ein wenig faul im Löschen des Durstes unsers Freundes" —

„Der Wein," schob Chapelle ein, „floß aus den Händen des tölpischen Schufts so sparsam, als gute Einfälle aus der Feder Chapelain's" —

„Oder Deines Namensvetters la Chapelle, mit dem verwechselt zu werden, Dir die so häufige Freude wird."

„O blondlockichter Phöbus! womit hab' ich diese Schmach verdient?" rief Chapelle, und: „Revenons à nos moutons," du Croisy. „Ich bin lüstern auf den versprochnen Witz."

„Mein Gott!“ antwortete Chapelle, „Du hörst ja, daß es keiner seyn soll. Graf, rief ich, haben Sie die Güte, und wechseln Sie Ihren geliebten Louis in Scheidemünze.“

„Ist denn,“ fragte Brécourt, „der Streit zwischen Godemer und Dir, Chapelle, völlig ausgeglichen?“

„Wie, Chapelle,“ hob la Fare an, „Du hast es über's Herz bringen können, mit Deinem Achates, mit dem Nestor der Domestiken, mit dem ehrwürdigen Silberhaupt Godemer in Fehde zu gerathen?“

„Bagatelle, Bagatelle,“ entgegnete der fröhliche Dichter; „die kriegführenden Mächte sind, Dank sei es der Intervention Molière's, ausgesöhnt worden.“

„Es war doch keine so ganz unbedeutende Kleinigkeit,“ brummte der alte Godemer, welcher nach dreißigjährigen treuen Diensten bei Chapelle von dessen Freunden als ein Theil seines Herrn betrachtet und von ihnen seines mürrischen Humors halber geliebt und verwöhnt wurde. „Ganz gewiß, Herr Marquis, es war keine Kleinigkeit, weshalb es zwischen meinem Herrn und mir zum Zerwürfnisse kam, und ich bitte gnädigst selber zu urtheilen.“

„Wir kehrten neulich von Hauteuil nach Paris zurück,“ erläuterte Chapelle —

„Nichts da,“ fiel ihm la Fare diktatorisch in's Wort. „Laß ihn zuerst sprechen und vertheidige Dich nachher, wenn Du es vermagst.“

„Gnädiger Herr,“ begann Godemer mit dem maulenden Tone eines alten verzognen Dieners, „es verhält sich so,

wie Herr Chapelle sagte. Wir kehrten neulich von Hauteuil zurück — ob mein Herr nicht ein wenig dem Glase — nun, Sie verstehen mich wohl."

„Schlingel!" polterte Chapelle zornig.

„Keine Injurien, Verklagter," donnerte der Richter, „und Kläger zur Sache, ohne abschweifende Sticheleien."

„Nun, wie gesagt, Herr Marquis, als wir an die kleine Wiese, nicht funfzig Schritte von hier, kommen, fällt es mit einemmale dem Herrn Chapelle ein, mich aus dem Wagen und hintenauf steigen zu heißen. Aus dem Wagen sollte ich, Herr Marquis — meinen Platz aufgeben, den ich seit dreißig Jahren eingenommen — ich hintenauf stehen!"

„Entsetzlich!" riefen einstimmig die Zuhörer.

„Nicht wahr, meine Herren?" fuhr der Diener fort, „das schreit gen Himmel. So übereilte ich mich denn auch nicht, und ließ es darauf ankommen, ob noch Gerechtigkeit im Lande sei. Da läuft Herrn Chapelle die Galle über, er reißt den Wagenschlag auf, stößt mich mit Gewalt hinaus und — weiß Gott im Himmel — deckt mich mit Faust- und Stockschlägen zu — ja mit wirklichen Stockschlägen, mich, den alten Godemer."

„Was hat Inkulpat hierauf zu erwiedern?" fragte der Marquis.

„Ich kann es nicht in Abrede stellen, daß ich seine Unverschämtheit mit einigen Schlägen gezüchtigt — indeß" —

„Still! Verklagter gesteht ein. Weiter, Kläger."

„Glücklicherweise sahen die Herren Molière und Baron aus dem Fenster und gewahrten uns in der lebhaftesten Aktion —

„Uns? Herr Godemer! Also bist Du auch aktiv gewesen — ich will doch nicht hoffen" —

„Gnädiger Herr, ich will damit nur sagen — ich meinte nur, sie sahen, wie ich die Schläge zu pariren suchte."

„Nicht mehr als billig, alter Freund. Also Herr Molière —?"

„Gewahrte, wie ich beinah todtgeschlagen wurde und sprang — Sie kennen ja seine Menschenfreundlichkeit — mit Herrn Baron mir armen alten Manne zu Hülfe. Was giebt es hier, Chapelle, Du vergißt Dich! rief er aus" —

„Ich wiederhole hier vor meinen gestrengen Richtern," fiel Chapelle dem Alten in die Rede, „was ich dem vermittelnden Freunde antwortete: Mein Godemer hat den Verstand verloren. Eine dreißigjährige Nachsicht hat ihn verwöhnt. Ich bin aber Herr und befehle, was ich für gut befinde; gebiete jetzt, daß er hintenauf stehen oder zu Fuß gehen solle. Hatte ich nicht vollkommen Recht, meine Herrn?"

„Und hatte ich nicht vollkommen Recht, meine Herrn," fragte wiederum Godemer, „wenn ich erwiederte: So lange ich jung gewesen, habe ich im Wagen gesessen — jetzt, wo ich alt und steif bin, soll ich zu Fuße laufen. Ein Wort für hundert! Mein Herr hat mich in den Wagen gewöhnt — ich wäre entehrt, wenn ich hintenauf stiege — und ich gehe nicht heraus."

„Und wie entschied Molière diesen intrikaten Fall?“

„Er sagte mir — ich muß es nur zur Steuer der Wahrheit bekennen — ich mißbrauchte die Güte meines Herrn“ —

„Ja wahrhaftig,“ schrie Chapelle, „Du mißbrauchtest sie auf das Empörendste; Du begingest durch Verletzung der mir gebührenden Ehrfurcht gewissermaßen eine Art von Hochverrath“ —

„Entschuldigen Sie, mein Herr, das hat Molière nicht gesagt. Er verdammte mich nur, auf den Tritt zu steigen und dort bis an das Ende der kleinen Wiese auszudauern. Hierauf solle der Wagen anhalten, und es sei mir vergönnt, meinem Herrn in submissen Ausdrücken die Bitte vorzutragen, daß ich meinen alten Platz wiederum einnehmen dürfe.“

„Nun, das heißt doch ein der Marschälle von Frankreich würdiges Urtheil fällen,“ riefen die Versammelten.

„Und so geschah es denn auch,“ schloß Chapelle. „Zu Gunsten meines Freundes ließ ich dem alten Narrn Gnade für Recht angedeihen und nahm ihn wieder im Wagen auf.“

Die Gläser erklangen unter lautem Gelächter zu Ehren dieses Salomonischen Urtheilspruches. Godemer brummte noch allerhand in den Bart und trug nach der Weise des Volks seinen verwickelten Prozeß mit beiderseitigen Repliken zum zweitenmale vor, bis ihm ein voller Pokal aus den Händen seines Herrn, als Pfand der vollständigsten Versöhnung mit dem Getreuen, zu Theil wurde.

„Glaube übrigens nicht,“ wandte sich Baron an den alten Murrkopf, „daß Molière, wenn er Dich auch einmal aus den Händen Deines zornwüthigen Herrn errettet, deshalb jederzeit ein so nachsichtiger Gebieter sei. Auch er kann ganz verzweifelt hitzig und auffahrend wie Schießpulver seyn. Ich war dieser Tage Zeuge, daß ihm Gros=René beim Ankleiden — denn Ihr wißt Alle, daß unser Freund mehr als jeder Andre den großen Herrn spielt und nicht im Stande ist, sich die Halsbinde allein zu knüpfen — daß Gros=René, sagte ich, ihm den rechten Strumpf verkehrt anzog. Molière macht den dickköpfigen Limosiner gravitätisch auf den Irrthum aufmerksam. Gros=René streift den Strumpf hurtig ab, kehrt ihn auf dem Arm herum, und zieht ihn seinem Herrn glücklich zum zweitenmale von der falschen Seite an. Und zum zweitenmale spricht Molière gelassen wie ein Schüler des Port=Royal: Gros=René, der rechte Strumpf sitzt verkehrt. Der Bediente erschrickt, zieht ab, kehrt um, paßt zutrauungsvoll an — und siehe, der unselige Strumpf sitzt zum drittenmale umgedreht. Da erhebt Molière den linken Fuß und schleudert, ohne ein Wort zu sagen, den unglücklichen Diener mit kräftigem Tritt in den Winkel des Zimmers. Schluchzend zog Gros=René ab, und schwur darauf, der Strumpf müsse behext gewesen seyn. — Doch hört! hört! Eh' ich es vergesse, muß ich Euch von einer überaus seltsamen Visite, welche Molière heute empfing, Bericht erstatten, und zwar von dem Besuche eines Mannes, welcher gradesweges von den Gegenfüßlern zurückkehrt, von dem Groß=

Priester Johann zur Chokolade eingeladen wurde und dem petit-coucher des Groß-Moguls beigewohnt hat."

„Doch nicht von Bernier?" fragte Herr von la Fare.

„Von eben diesem. Er tritt hinein, wirft sich an Molière's Brust, und beginnt mit dem nämlichen Athemzuge, mit welchem er versichert, wie unendlich er sich des Wiedersehens freue, auch schon seine Wunder auszukramen und uns zu erzählen: die Indische Politik sei bei weitem weniger grausam, als die Türkische. Einem entthronten Mogul würde niemals der Kopf zu Füßen gelegt, wie dies die Ottomannische Etikette mit sich bringe, sondern man begnüge sich, ihm ein gewisses Tränkchen, Namens Puff, mittelst dessen er den Verstand verliere und zu Gegen-Revolutionen unfähig werde, einzuflößen. Gelangweilt im höchsten Grade von dieser Art von Konversation, konnte ich mich nicht entbrechen, Herrn Bernier zu fragen: ob ihm die Heiden vielleicht vor seiner Abreise die gehörige Dosis Puff eingegeben hätten? Bernier stutzt und wird blutroth. Molière aber nimmt meinen Scherz von der ernsten Seite und gebietet mir Stillschweigen: Weißt Du nicht, junger Thor, apostrophirt er mich, daß dies der berühmte Herr Bernier ist, auf dessen Freundschaft ich stolz zu seyn die gegründetste Ursache habe? — Ist es möglich, frage ich, Herr Bernier ist Ihr Freund und hat nach jahrelanger Trennung Ihnen nichts als von dem Puff des Ex-Groß-Moguls mitzutheilen?

Anekdote folgte auf Anekdote, Witzwort auf Witzwort, Gelächter auf Gelächter — aber in demselben Verhältnisse auch Glas auf Glas, und Flasche auf Flasche.

Jedes Bacchanal pflegt aber einen Kulminations=Punkt zu haben, wo Scherz und Freude entweder durch Ausgelassenheit, Tobsucht und Händel oder durch Unbehaglichkeit und Mißmuth verdrängt werden. Bei unsern liebenswürdigen Taugenichtsen begann diesmal, nachdem schon die dritte Morgenstunde angebrochen war und die Exaltation den höchsten Gipfel erreicht hatte, eine elegische Stimmung die Oberhand zu gewinnen.

„Ich bin doch," rief Chapelle ärgerlich, „auf Ehre ein großer Thor, daß ich täglich nach Hauteuil komme, um mich zu Ehren Molière's zu betrinken. Ich hab's satt, von Herzen satt. Und was das Empörendste dabei ist, Molière bildet sich noch ein, es sei meine verdammte Schuldigkeit; zankt mich aus, wenn ich nicht komme, und zankt mich aus, wenn ich mit schwerem Kopfe wegfahre. Eine hundsföttische Existenz! Nichts als Aerger, Verdruß, Jammer, Elend" —

Verlon, welcher von der abschläglichen Antwort Molière's niedergeschmettert, bisher fast wortlos am Tische gesessen hatte, pflichtete dem unzufriednen Dichter mit Thränen im Auge bei, und setzte noch hinzu: „Kann man denn hienieden wohl nur einmal Schauspieler werden, auch mit dem entschiedensten Berufe für die Bretter?"

„Ja, und wenn man es ist," klagte Brécourt, „so wird man für seinen guten Willen noch obenein ausgepfiffen."

„Welch ein elendes Ding," fuhr Chapelle pathetisch fort, „ist es doch um das menschliche Leben! Hindernisse und Verdrießlichkeiten, Enttäuschungen und Entbehrungen begleiten uns von der Stunde der Geburt bis zu der des Todes. Dreißig, vierzig Jahre lang jagen wir nach einem Augenblick reinen, ungetrübten Genusses — und erreichen ihn nimmer. Unsre Jugend wird durch mürrische Väter verkümmert, durch Pedanten, die uns zumuthen, aus unserm Kopf eine Rumpelkammer unbrauchbaren Wustes zu machen" —

„Du hast Recht," rief la Fare; „was kümmert es uns, ob die Sonne um die Erde, oder die Erde sich um die Sonne drehe? Was geht es mich an, ob die Träumereien eines Cartesius auch mit den Erscheinungen der Natur in Einklang zu bringen seien, oder ob die Narrenspossen, die uns Gassendi aufheften will, aus dem Epikur gestohlen sind?"

„Nun, das meine ich ja," deklamirte Chapelle. „Kaum haben wir die Schläge für den Aristoteles und das Erbsen-Knieen für den Epictet verschmerzt, so sollen wir uns in das Joch des Staatsdienstes spannen. Wir sind gezwungen, uns in die endlosen Labyrinthe schikanöser Prozesse zu stürzen, unsre Lungenflügel zum Besten undankbarer Klienten abzunutzen, oder als privilegirte Sekundanten des Todes den letzten Blutstropfen, wie den letzten Sol, abzuzapfen, oder gar" —

„Den Federhut aufzusetzen," seufzte der Edelmann, „Jahre lang in elenden Winkelgarnisonen zu verschimmeln, um zum Schluß unsrer Heldenlaufbahn mit einem Stelzfuß

Der Fluß ist der kürzeste Weg, um dahin zu gelangen, und diese Schufte unterfangen sich, uns aus dem Wasser zu ziehen" —

„Ist es nicht recht und billig," votirte du Croisy, „daß wir den ungebetenen Helfern zum allermindesten die Ohren abschneiden?"

„Ja, und ich will in der Seine untergehen, da ich nicht Schauspieler werden darf," weinte Berlon, „und kein Mensch soll sich unterstehen, mich retten zu wollen. Auf der Scene, oder in die Seine. Eins von beiden."

„Nichts einfacher und vernunftgemäßer, meine Herren," erwiederte Molière. „Fort, Ihr Hallunken," herrschte er den Bedienten zu, „Ihr seid überkeck, Euch einer so großartigen alt-Römischen Handlung widersetzen zu wollen. Fort! Und wagt es nicht wieder, vor meinen Augen zu erscheinen! — Aber nun ein ernstes Wort zu Euch," fuhr er fort, nachdem die Domestiken sich zurückgezogen hatten. „Ihr nennt mich Euern Freund, und wollt Euch in's Wasser stürzen, ohne mir eine Sylbe von Euerm Vorhaben mitgetheilt zu haben? Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich eines so ruhmvollen Todes für unwürdig erachtet? Weshalb soll denn grade ich verdammt seyn, den bittern Lebenskelch allein und bis auf die Hefe auszuschlürfen?"

„Auf Kavaliers-Parole," schrie la Fare, „wir thun Molière Unrecht. Das hat er nicht um uns verdient. Laßt ihn Theil an der Partie nehmen."

„Ja, Molière soll sich mit ertränken, Molière, unser

bester Freund!" jauchzten die Berauschten. „Kommt, kommt, ohne Verzug."

„Ruhig, Messieurs," antwortete Molière. „Die Handlung, welche wir unternehmen wollen, ist eine gewichtige, es ist die letzte unsers Lebens, und verdient wohl mit Besonnenheit und Ueberlegung vollzogen zu werden. Wir wollen sterben — das steht fest. Wir wollen uns gemeinschaftlich in's Wasser stürzen — nichts kann gewisser seyn. Soll aber wohl der Neid — denn ganz Frankreich hat die Augen auf uns gerichtet, und an hämischen Verkleinerern unsers Ruhmes wird es nicht mangeln — soll der Neid, frage ich, von uns behaupten dürfen, wir hätten unserm Leben wie Verzweifelnde, wie Wahnwitzige ein Ende gemacht? Sollten übelwollende Verläumder gar behaupten können, wir wären als Betrunkene in den Fluß gesprungen?"

„Als Betrunkene?" ächzte Herr von la Fare. „Das wäre ja entsetzlich, wenn man in solchen Verdacht gerathen könnte."

„Und doch nur zu leicht möglich," nahm Molière wieder das Wort. „Nein, meine Herren, wir sind nicht die Männer, die bei Nachtzeit wie ein Wurf junger Hunde im Fluß umkommen dürfen. Wir wählen einen Augenblick, wo unser Verdienst keiner Mißdeutung bloßgestellt werden kann. Hören Sie meinen Vorschlag: Morgen früh um acht oder neun Uhr versammeln wir uns Alle hübsch kalt und besonnen, und springen dann im Angesicht der ganzen Welt, den Kopf zuerst, in's Wasser. So ziemt es sich für Männer

von Ehre und Reputation."

„Dagegen läßt sich nicht ein Wort einwenden", entgegnete du Croisy.

„Es ist doch schändlich," fluchte Chapelle, „es ist um rasend zu werden, daß Molière jederzeit hundertmal mehr Verstand hat, als wir Alle zusammengenommen. Also, auf morgen!"

„Scharmant," gähnte Brécourt, „auf morgen. Mir fallen ohnehin vor Müdigkeit die Augen zu."

„Gut, auf morgen! Punkt neun Uhr! Godemer, komm und zieh mich aus."

Die letzten Stimmen verhallten in den Gemächern des Landhauses.

Die neunte Stunde des folgenden Morgens sah die Gesellschaft ziemlich einsylbig und kleinlaut nach Paris zurückfahren. Godemer blähte sich auf seinem alten Platz in der Karosse, aber sein Herr dachte weniger als jemals daran, ihm denselben streitig zu machen.

Wasserrosen.

I.

Die Wasserrose.

Ueber die ruhige Fläche des Sees glitt der Kahn. Der dunkle Dom des Himmels hing voll ferner, stillglühender Sonnen, und ein Komet streckte seinen Strahlenarm am Horizonte aus.

An des Kahnes Spitze loderte, in eisernem Korbe, von harzigem Kiene genährt, ein rothflackerndes Feuer; flammende Späne fielen zischend in das Wasser und verloschen, aber die Flamme leuchtete bis auf den Grund des Sees, und verrieth dem lauernden Fischer die geblendete Beute. Ein leiser Wind kräuselte die schimmernde Wasserfläche, und wiegte des Schilfes schwankendes Dickicht, welches die Ufer umkränzte. In ihrer Ruhe gestört, flatterte die Rohrdommel aus dem Gestrüppe auf, und zog mit heiserm Schrei über die Wiesen. Vom Kirchthurm des nahen Dorfes tönte der mitternächtliche Glockenschall, und aus den niedern Gehöften der Hunde Gebell. Dann wurde Alles wieder still.

Aus der feuchten Ebne tauchte eine milchweiße Blume auf, sie senkte den schamhaft geschlossenen Kelch auf ihre gro-

ßen glänzenden Blätter, und die Wellen, welche der Ruder einförmiger Schlag erregte, küßten sehnsüchtig ihren schlanken Stengel.

„Holde Blüthe," flüsterte der Jüngling, „du gleichest der Nymphe des Sees, wie sie über die Fläche schwebt, im schneeigen, zarten Gewande. Sei du das freundliche Bild meiner Dichtungen! Dir mögen sie gleich seyn an jungfräulicher Reinheit, in anspruchloser Anmuth."

II.

Die Aeolsharfe.

Getragen von dem Dufte der Blüthen schwebte mit schmeichelndem Kosen ein Frühlingshauch heran, und küßte tändelnd die goldnen Saiten der Aeolsharfe. In lang nachhallenden Schwingungen wanden sich flüsternde Töne aus den metallenen Fäden, verschmolzen zum zitternden Accorde, und lösten sich sterbend in klagende Laute auf. Sie tönten wie ferner, stiller Gesang schwebender Geister über dem Wasser.

Da erhob sich auf grauem, feuchtem Flügel der Südwind und stürmte im Gefolge der nebeldichten Gewölke über des Himmels Bläue. Wirbelnd hob er der Erde Staub empor, und entführte den schwankenden Bäumen die schneeigen Blüthen. Auch in die Saiten der Harfe griff er wild, und unter der rauhen Berührung rauschten sie wie Schwerterklang, wie zuckendes Sterberöcheln und schallendes Schwirren der Fittige finstrer Dämonen.

In dem beweglichen Saitenspiele wähnt der Sänger sich selbst zu erschauen. Des Lebens Herrlichkeit durchströmte oft beseligend, wie Frühlingswehn, seine Brust; verstörend griffen viele der eisigen Stürme in sein Inneres, und unter der wechselnden Berührung erklangen die tief verborgenen Saiten des Gefühles bald jauchzend, bald klagend.

III.
Der letzte Mensch.

Leonhard erwachte aus fieberhaften Träumen, und erhob sich hastig von dem grünenden Lager, den beiden Grabhügeln, zwischen welche er in ohnmächtiger Ermattung gesunken war, und blickte entsetzt um sich.

„So lebe ich dennoch," stöhnte er, „und träumte doch minutenlang so schön, ich sei todt, und schon wieder bei Weib und Kind, und bei allen den Lieben, die mich verlassen haben. Ach, ich athme noch, und kann nicht sterben! Der Engel des Todes hat mich abzurufen vergessen! Alle! Alle hat er heim gerufen — mich nicht."

Er floh von dannen. Vor einem weißen Grabsteine stand er still und starrte die Inschrift an: Hier ruhet Helene und — —

Der Name des überlebenden Gatten war leer gelassen. Er hatte gehofft, sich bald mit der Entschlafenen vereinigen zu können, und hatte an ihrer Seite und unter einer Grabesdecke mit ihr zu schlummern gewünscht. Jetzt aber stand

er mit verzweifelndem Blicke vor der Ruhestätte, und Keiner war da, der ihn zur Gattin betten konnte. Er hatte ja Alle überlebt, und sollte nun sein eigner Todtengräber seyn.

Er rannte weiter durch die verödeten Straßen der Stadt, aber das Leben war aus ihren Mauern gewichen, und die Morgensonne beschien nur die erstarrten Leichen, welche mit gelbem, vom Todeskampfe verzerrten Antlitz die Erde bedeckten. Auf den seidnen Polstern und auf den Gassen hatten die Schauer der Pest die Bewohner ergriffen. Die Mutter war dahin gesunken, mit dem Säugling am Busen, und die Braut in den Armen des Verlobten. Alles war öde und still und einsam. Nur die Krähen versammelten sich mit wildem Geschrei auf den Dächern, und stürzten in schwarzen Wolken zum Leichenmale hernieder. — Aus den offnen Thüren schleppte sich wohl manchmal, von des Flüchtlings hallendem Schritte gelockt, ein halb verhungerter Hund, und beschnoberte stumm den Fremdling — dann aber schlich er still zur Leiche seines verwesenden Herrn zurück.

Bebend stürmte Leonhard zum Thore hinaus in's Freie. Der Wind hatte schon längst die Fußtritte im Wege verweht, und drehte im trägen Schwunge die Flügel der verlassenen Windmühle herum. In durchsichtiger Bläue strahlte der Himmel. Die Lerche stieg schmetternd aus dem reifen Korne — aber keine fleißige Hand nahte, die Halme zu schneiden, die Frucht der Felder zu sammeln.

In furchtbarer Seelenangst floh der Wandrer über die Ebene hin, und spähte mit ungewissem Blick umher, ob denn

keine menschliche Gestalt sich zeigen würde — er sah keine. Erschöpft sank er am Wiesenquell hin, und wollte das brennende Antlitz im rieselnden Wasser kühlen. Da tauchte ihm ein Menschengesicht entgegen — aber es war der Spiegel des eigenen, und verzweifelnd eilte er weiter.

Vor ihm breitete sich ein weites Schlachtfeld aus, und die blutigen Opfer lagen zerstreut auf dem zerstampften Kornfelde. Mit ängstlicher Hast wandelte Leonhard durch die Reihen der Leichen, und lauschte begierig, ob kein Athemzug, kein Lebenshauch die starren Glieder mehr beseele. Aber längst war mit den Donnern der Schlacht, mit dem Schnauben der Rosse und mit dem Klirren der Schwerter auch das Röcheln des Todes verstummt. Hinter einem Dornbusche funkelten die Augen eines heißhungrigen Wolfes, welcher lange die ungewohnte menschliche Erscheinung anstarrte und dann heulend von seiner Beute wich.

In trostlosem Jammer rang Leonhard die Hände und blickte, um Erlösung flehend, zum Himmel auf. Da zeigte ihm die erhitzte Phantasie in ungemessener Entfernung den Todesengel, wie er mit blutigrothen Fittigen über die Erde schwebte, und hinter ihm her zogen die Millionen Seelen, die er von ihren Leibern getrennt. Da hob der Mensch die Arme zu ihm auf und rief: „Engel des Todes, noch weilet hier auf Erden ein Opfer! Engel des Todes, schwebe nieder zu mir, und trenne meine Seele im sanften Kusse vom Körper!“

Aber die Wolken zogen ruhigen Fluges von dannen, und Leonhard blieb unter den Leichen allein.

Und weiter schwankten des Verzweifelnden Schritte. — „Wenn alle, alle Menschen gestorben sind," sprach er bei sich, „so muß doch noch einer umherwallen auf der Erde: der ewig Verdammte, der dem Heilande auf dem Gange zur Schädelstätte die Ruhe verweigerte. Den will ich suchen und mit ihm ziehen, bis die Stunde der Gnade gekommen sei." Da aber flog ihm der Gedanke durch die Seele, er möge wohl gar selber dieser ewig Verdammte seyn, dem des Volkes Hohn den Namen des wandernden Juden gegeben, und es müsse an ihm die Strafe in Erfüllung gehen, daß er umherwandle bis zum jüngsten Gerichte, und keine Ruhe finden könne. „Aber nein," sprach er, „ich bin es nicht, ich kann es ja nicht seyn, ich habe ja nie den Erlöser geschmäht! Weswegen sollte ich denn verdammt seyn, nie zu sterben?"

Die Sonne neigte sich zum Untergange, da nahte er den steilen Ufern des Meeres, welches in erhabener Ruhe vor seinen Blicken sich ausbreitete. Aber nur Seemöven glitten schreiend über die Fläche hin, kein schwankendes Fischerboot kehrte beutebeladen in den Hafen zurück. Auf dem Felsenriffe hing das Wrack eines Schiffes. Die Wogen brachen sich über dem Verdecke, und rissen die Planken mit sich hinweg in die tosende Brandung.

Und wie nun Leonhard mit wildem Blick in die fliehenden und wiederkehrenden Wogen, die, mit weißem Schaum gekrönt, sich über den Klippen brachen, hinabstierte, da kehrte der fürchterliche Gedanke zurück: er müsse doch wohl leben, so lange eine Sonne am Himmel throne, so lange das Meer

gegen die Ufer schlage. Und er fiel nieder auf die Kniee und rief in unsäglicher Angst: „Gott, mein Gott! warum strafst Du mich so hart? Erbarme Dich meiner, und laß mich den Tod, den ersehnten, finden!“ — Vom steilen Felsen stürzte er hinein in die Brandung und — erwachte.

Die frische Morgenluft umspielte die tiefathmende Brust des Fieberkranken, und seine Blicke fielen auf die am Bette knieende treue Gattin. „So bin ich denn nicht allein,“ stammelte Leonhard, „Du lebst auch noch, Helene? O, dann ist Alles gut!“

Das liebende Weib aber benetzte die Hand des Gatten mit Thränen der Freude: „Gelobet sei Gott! er redet, er erkennt mich wieder; nun dürfen wir doch hoffen!“ —

IV.

Die Heimkehr.

Die letzten Strahlen der Sonne unterlagen im Ringen mit den hervorschwellenden Schatten der Nacht, und einzelne Sterne hoben sich scheu auf der dunklen Folie. Da eilte ein Wanderer mit hastigen Schritten einher und zog auf wohlbekanntem Fußpfade den im Mondschein funkelnden Strom entlang. Oft blickte er mit wehmüthigem Lächeln um sich her auf die stille Landschaft, und höher schlug ihm das Herz, denn aus jedem Strauche, jedem Baume sproßte die farbige Blüthe der Erinnerung an die Augenblicke des zartesten Glückes hervor.

Es war Wilibald. Nach Jahren der Entsagung kehrte er zurück in die Heimath seines Herzens.

Jetzt stand er auf dem Hügel, der bisher das freundliche Dörfchen seinen Augen entzogen hatte, aber die spähenden Blicke kehrten schaudernd zurück — das graue Kirchlein war versunken, die Strohhütten waren verschwunden, und schwärzliche Rauchfänge standen einsam und schauten düster auf die Verwüstung umher.

Mit bebenden Knieen stürzte der Jüngling den Hügel hinab und drängte sich verzweifelnd durch die Brandstätten. „Wo ist Alwine," tönte sein Angstruf, „wo weilt die Geliebte?" — Auf den verkohlten Balken saß ein greiser Landmann und barg schweigend das Gesicht in den Händen. „Alter Vater, lebt Alwine? Um Gott, wo ist sie?" — Der Greis schlug den kummervollen Blick auf, er erkannte den Jüngling und schüttelte lautlos das Silberhaupt.

Auch die Wohnung der Geliebten war verödet. Wilibald lehnte sich stumm gegen die ehrwürdige Linde, welche vormals das Dach umschattete. Dort hatte er so oft an der Seite der Geliebten geweilt, und in freudiger Vorahnung die Zukunft mit bunten Träumen geschmückt. Nur noch wenige, weit hinausgeschwungene Aeste hatten sich vor den flammenden Zungen der verzehrenden Gluth gerettet und grünten frisch und mit dem balsamischen Schmuck der Blüthen, aber die Andren streckten klagend die verdorrten schwarzen Arme gegen die Bläue des Sternenhimmels auf.

Schweigend, wie die Schatten der Nacht, schlichen die

unglücklichen Bewohner unter dem Schutte ihrer Hütten umher, und lagerten sich auf den verödeten Stätten. Schnobernd umschlichen die treuen Hunde die Grenzen des verfallenen Hofraums und ihr banges Gewinsel unterbrach die Todtenstille.

Der Jüngling brach in bange Wehklage um die entschwundene Geliebte aus — aber der schmerzliche Ruf verhallte unerwiedert unter den dampfenden Trümmern, und eine Nachtigal, unfähig zur Trennung von ihrer verwüsteten Heimath, vereinigte ihre wehmüthige Klage mit der des Armen.

Da schwankte Wilibald hinweg. Seine bewußtlosen Schritte leiteten ihn an dem versunkenen Gotteshause vorüber. Die umstehenden Ulmen hatten ihre welken Häupter gesenkt, in klagender Trauer über den Verfall des Heiligthums; nur die Rasendecke der Gräber grünte duftend empor, als habe der Tod sein stilles Reich gegen die Flamme vertheidigt.

Der Mond rang sich hinter der umschleiernden Wolke hervor — da tauchte eine schwarze Gestalt hinter dem jüngsten der Hügel auf.

„Schwester meiner Alwine,“ rief der hastig heranstürmende Jüngling, „wo weilt die Geliebte meiner Seele?“

Das bleiche Mädchen senkte das umflorte Haupt und lispelte auf die lockere Erde deutend: dort unten!

V.
Der Sterbende.

Einsam litt auf dem Sterbelager Edwin. Er fühlte an der Pulse matteren Schlägen, an den tiefen, stechenden Schmerzen der Brust, die Stunde des Todes sei gekommen. Diese Ahnung wurde ihm aber zum freudigen Troste, denn er sehnte sich recht innig nach der Erlösung vom irdischen Daseyn. Das Leben hatte ihm neidisch seine farbigen Blüthenkränze entzogen, es hatte ihm Dornen statt der Rosen geboten — er aber hatte still geduldet, denn er wußte, es sei eine Stunde der Vergeltung.

Das matte Auge blickte hinaus in die Nacht, die die Erde umschleierte. Kein freundliches Sternbild funkelte am Himmel, und stürmische Winde ras'ten durch die verödeten Gassen. Der Kranke seufzte schmerzlich. Nicht im Kampfe der zürnenden Elemente hatte er zu scheiden gewünscht; er hätte gern das brechende Auge noch einmal an des Himmels milder Bläue, an dem lieblichen Grün der Wälder gestärkt. Auch dieser letzte Wunsch sollte ihm versagt werden!

Die Fenster der gegenüber stehenden Häuser glänzten in heller Erleuchtung, und der Jubel unzähliger froher Kinder tönte durch die stürmische Nacht in das matt erhellte Zimmer des Sterbenden hinüber. Es war der Weihnachtabend und Millionen Herzen feierten das freudige Gedächtniß an des Heilands Geburt.

Mit schmerzlicher Wehmuth tauchten aus dem Nebel der

Erinnerung die heiligen Abende des Christfestes in den Jahren seiner Kindheit, vor Edwins Geiste auf. An diese Lichtpunkte im Leben des Kindes knüpfte sich das Andenken an die längst entschlafene gute Mutter. Sie war ja die Einzige, die ihn auf Erden mit ungetheilter Liebe umfangen hatte; nach ihrem Tode war kein Herz ihm theilnehmend und freundlich anschmiegend entgegen gekommen; er stand allein in der Welt — und starb allein! Keines Freundes Hand sollte ihm die brechenden Augen zudrücken, nur feile Miethlinge seiner Bahre folgen und der Grabhügel sollte, nie mit Blumen umkränzt, zerfallen und schnell vergessen werden. Im Tode verlassen zu seyn, schmerzte den Sterbenden tiefer, als die nie erwiederte Sehnsucht nach Liebe im Leben. —

Da richtete er den Blick auf das Bild des Erlösers am Kreuze, welches zu den Füßen des Bettes stand. Die bleichen Lippen bewegten sich zum stillen Gebete, und ein seliges, tröstendes Gefühl durchströmte das kranke Herz. Lähmende Ermattung schloß seine Augen, die gefaltenen Hände sanken zurück, und der kurze Schlummer der Ohnmacht, ein Vorgänger des längeren nie gestörten, umfing ihn.

VI.

Das Bild des Gekreuzigten.

Vom frohen, belebenden Vereine eilte Hermann um Mitternacht nach Hause. Der edle Wein, mehr aber noch das feurige Wechselgespräch der, im geistigen Einklange nach dem

Schönen strebenden Genossen, hatte seine Lebensgeister zur Flamme angefacht. Er öffnete die hochschlagende Brust den kühlenden Winden, und sog entzückt den balsamischen Duft der aus den harzigen Knospen sich hervorringenden Blätter ein.

Wenn es Momente im Leben giebt, in welchen das Gefühl eines höheren Daseyns sich mit heiliger Ueberzeugung dem Menschen aufdrängt, wo dem sinnlichen wie dem geistigen Streben die schönste Befriedigung geworden — so war dieses der Augenblicke einer für den kräftigen Jüngling. Er fühlte sich glücklich und unendlich weich gestimmt. Doch dem überreichen Gefühle mangelte das Wort, dem in wehmüthiger Wollust beklemmten Busen die entlastende Thräne. Er sehnte sich unaussprechlich nach einer gleichfühlenden Seele und nach einem liebenden Herzen, welches er an das seinige volle pressen könnte. Schnell entriß er sich dem Zauber der schweigenden Nacht, und eilte in seine Wohnung. Dort harrte ja seiner der innigste Freund seiner Kindheit, des Jünglinglebens, und dieser sollte den Ueberschwang des Wohlseyns mit ihm theilen.

Noch weilte Eugen sinnend bei den Schriften der Weisen, doch der trübe Blick glitt über das aufgeschlagene Blatt, zum wolkenlosen gestirnten Himmel auf, als suche er dort Beruhigung, die der irdische Trost ihm versagte. Da trat Hermann mit seligem Lächeln zu ihm hin: „Ich bin glücklich, mein Eugen, recht innig glücklich; sei es mit mir!" — Doch der Freund bedeckte das schwermüthig sinnende Auge

mit der Hand, und wehrte die dargebotne Rechte schweigend ab.

Betroffen ließ Hermann den Arm sinken: „Du trauerst, mein Geliebter? Du hast Schmerzen zu erdulden?"

„Nein, zu verkünden," entgegnete Eugen mit tonloser Stimme. „Ein Brief aus unserer Heimath meldet mir, Dein Vater sei krank."

„Krank, Eugen, krank? — Nein, krank ist er nicht! Dein thränender Blick vereitelt die vorbereitenden Worte. Mein Vater ist nicht mehr; sprich es nur aus: er ist todt!"

„Ja, er ist's!" —

Der vaterlose Jüngling erbleichte. Ein krampfhafter Schmerz durchzuckte die Brust, das starre Auge blickte regungslos den Todesboten an, und die lindernde Thräne versagte sich dem ungeheuren Schmerze, so wie vorhin dem Entzücken.

Nicht Worte des Trostes sprach Eugen. Er löste schweigend das Band, welches das Bild des Gekreuzigten auf seiner Brust getragen hatte, und legte dieses in Hermanns Hand. Und als der Arme das göttliche Vorbild des Duldens erblickte, als er es an die fieberhaft glühenden Lippen preßte — da ward sein Schmerz sanfter und geistiger.

VII.
Der Schmerz.

Ein Knabe wandelte an des Vaters Hand am Gestade des Sees, und sammelte der Muscheln und der bunten Steine gar viele. Bald aber ermüdet unter der Last seiner Schätze, warf er sie zurück in die Fluth, und freute sich der aufschwellenden Kreise, welche in wachsenden Ringen sich dem Ufer näherten und verschwanden.

Da sprach zum Sohne der ernste Vater: Siehe, dem Falle Deiner Steine und diesen Kreisen gleichet im Leben der Schmerz. Tief dringet er in unser Inneres, und wir vermeinen, ihn nicht ertragen zu können. Aber weiter und weiter führt uns die Zeit von dem Augenblicke, wo wir die Wunde empfingen, nur schwache Regungen zeugen noch von ihrem einstigen Daseyn, und wie lange währt es, so kehret dem Geiste die frühere Ruhe zurück!

VIII.
Der Dorfkirchhof.

Der Herbstwind pflückte die gelben Blätter der Linden und peischte die laublosen Zweige der Fliederstauden gegen die kleinen, grünlichen Scheiben der Dorfkirche. Graue Nebel hingen über der Erde und küßten die grüne Decke der halbversunkenen Grabhügel. Einförmig schallte die Vesperglocke vom Thurm herab, um welchen der krächzenden Doh-

len Schwarm in engen Kreisen flatterte. Und auf den Gräbern ihrer Väter trieben mit lärmender Freude einige Kinder ihre Spiele, und weideten auf dem Rasen ein Lamm.

Das Licht des Tages schwand und auf dem Herde der Dorfbewohner entglommen die spärlichen Reisigfeuer — da schritt im Trauergewande ein junges Weib durch die Pforte; sie schwankte nach des Friedhofs entlegenstem Winkel und kniete beim frischen Grabhügel, der des Kindes Leiche bedeckte, nieder. Stürmischer braus'te der Wind, er bewegte knarrend die eisernen Thürchen der Gedächtnißtafeln und trieb das gefallene Laub zum wilden Tanze durch die empörten Lüfte.

Die Dulderin lehnte das bleiche Antlitz an das kleine schwarze Todtenkreuz; sie fühlte nicht den feuchtenden Thau der Nacht, nicht des Sturmes Toben: gedankenlos spielte ihr Finger mit dem lockeren Sande des Hügels und dem Flittergolde der Todtenkrone, dann schlug sie die Augen zum Himmel auf, und folgte dem raschen Fluge der schwärzlichen Wolken, durch die wohl manchmal ein Sternlein mit ungewissem Schimmer blitzte, bald aber wieder verschwand. — Aber die Thräne war vertrocknet und der Schmerz hatte den Geist der Leidenden gebrochen, und ihn mit dem dunkelsten Schleier stiller Schwermuth umzogen.

„Annette, Annette, wo weilst Du wieder, mein Kind," rief ein greises Mütterchen und spähte besorgt über die Todtenhügel nach der knieenden Tochter; „laß doch die Todten ruhen, ihnen ist ja wohl, und Dein Kindlein ist ja ein rosiger

Engel dort oben — nicht hier im kalten Sande. Komm nur, komm.

Ueber das schöne, bleiche Gesicht der Tochter flog das stille, bewußtlose Lächeln des Wahnsinns, dann aber senkte sie wieder den Blick zur Erde und spielte mit den Bändern des Todtenkranzes.

Da richtete die Mutter, die hervorquellenden Thränen zurückdrängend, die kraftlos zusammengesunkene Gestalt der Unglücklichen mühevoll auf, und leitete die Willenlose in die ärmliche Hütte zurück, wo mit kühlenden Fittigen der Schlaf die müden Herzen umwehte, und sie schmeichelnd den Schmerzen der folgenden Tage entgegen leitete.

IX.

St. Patrick.

Es stand in den düstern Bergthälern Irlands der heilige Gottesmann Patrick, und verkündete des Heilands göttliche Lehre den versammelten Heiden.

Gott, sprach er, ist die Liebe, und lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet. So Jemand aber spricht: er liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wenn er seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er dann Gott lieben, den er nicht siehet! Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebt, daß der auch seinen Bruder liebe.

Als dies Gebot die Armen, die noch in den Finsternissen

des Götzendienstes wandelten, vernahmen, da sprachen sie unter einander: Wohl mag die Lehre des Christs die wahre seyn, denn sie gebeut uns Gott zu lieben, und einander zu lieben. Unsere Priester aber lehrten uns knechtische Furcht und Blutvergießen.

Und der Heilige redete weiter: Drei sind, die da zeugen im Himmel, der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins.

Aber noch war es den blöden Augen der Heiden nicht vergönnt, das göttliche Geheimniß zu erfassen, und sie riefen: Vater, Vater, Du hast uns verkündet, es sei nur ein Gott, den wir verehren sollen, und nun nennest Du ihrer drei, den Vater, das Wort und den Geist. Und wie können wohl dreie eins, und eins drei seyn?

Da schaute der ehrwürdige Greis zu Boden, und bedachte im Sinne, wie er den Ungläubigen das Heilige einfältiglich versinnlichen möchte. Dann aber bückte er sich, und pflückte vom grünenden Rasen ein Kleeblatt.

Sehet her, im unscheinbaren Blatte hat mir der Herr ein Gleichniß meiner Rede gewährt. Drei Blättlein sind es an einem Stiele und nur ein Blatt. Und so sind der Vater, der Sohn und der heilige Geist drei, und sind doch eins.

Als dies das Volk vernommen, da erkannte es die Lehre des Herrn, und begehrte die Taufe. Das Kleeblatt aber blieb ihm heilig, denn es war ihm ein Vermittler geworden des Wortes und der Wahrheit.

X.
Des Mädchens Traum.

Die sternenlose Nacht schmiegte sich sehnsüchtig an den Busen der von des Tages Gluthen geborstenen Erde, aber sie brachte keine Kühlung. Schwarze Wolken thürmten sich am Himmel, und senkten sich gewitterschwer, aber sie entluden sich nicht ihrer Blitze. Lautlos schmachtete die Natur.

Im verschwiegenen Kämmerlein flammte die Nachtlampe, und warf ihr mattes Licht auf das blühende Gesicht der holden Schläferin. Ach, ihr Busen wogte so unruhig, das lieblich geformte Antlitz trug das Gepräge recht tiefen Seelenschmerzes und den geschlossenen Wimpern entquollen heiße Thränen. Ein banger Traum umstrickte ihre Sinne. —

Ihr geistiges Auge erblickt den Jüngling ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe, zärtlich lächelnd wie an jenem Morgen, wo er seine Gefühle scheu bekannte — aber sein Arm schlingt sich um den Nacken eines andern Mädchens, und sein Blick hängt an ihren seelenvollen Blicken. Er sagt der Fremden, wie sehr, wie innig er sie liebe, schon früher habe er ein Mädchen zu lieben gewähnt, aber längst schon habe er sie vergessen, und es möge wohl nur Täuschung der Sinne gewesen seyn.

Die träumende Jungfrau hebt die Hände zum Himmel auf: „O Du barmherziger Vater, erhöre Dein leidendes Kind! Laß den Geliebten recht glücklich werden, laß ihn nie den Schmerz empfinden, der mich durchzuckt, den ich gern tragen

will, wenn ich ihn nur glücklich weiß! Und nun, mein Gott, habe ich keinen Wunsch mehr auf Erden; nimm mich zu Dir!"

Ueberströmende Thränen netzen ihr Kissen. Sie erwacht. Das grausame Spiel der träumenden Seele hat gewaltsam ihr zartestes Leben erregt. Nach Beruhigung schmachtend, blickt sie nach des Geliebten Bildniß. Der volle Schein der Lampe fällt auf sein Gesicht, und die treuen Züge blicken so sehnsüchtig, so innig ergeben, das beängstigte Mädchen an. Der zitternde Schimmer des Lichts scheint dem Bilde Leben mitzutheilen und es däucht ihr, als flehe des Jünglings bittender Blick um Vergebung, daß er sein Mädchen, wenn auch nur im Traume, gekränkt habe. Ach, und wie willig giebt sie dem schmeichelnden Glauben im Busen Raum!

Sie eilt an das geöffnete Fenster, um die fieberhafte Gluth des Antlitzes zu kühlen, und athmet freier in dem Säuseln der frischen Lüfte. Die schwarzen Gewitterwolken sind zerstoben, am Horizont flammt ein glühendes Wetterleuchten, und die Sterne tauchen ungewiß und zitternd aus dem dunklen Blau auf.

XI.
Die Abschiedstunde.

Stumm blickte Wilibald hinaus in die sterbende Natur, auf die nur sparsam mit röthlichen Blättern geschmückten Zweige des Ahorns, auf die von gefallenem Laube bedeckten

Beete und ihre verdorrten Blumenstücke. Fernhin erstreckte sich die schwarze, unabsehbare Fläche, in welcher der Landmann den sprossenden Samen zum ruhigen Winterschlafe geborgen. Düstre Nebel umschleierten den Horizont, und im trägen Fluge zogen die weißlichen Wolken am Himmel. Gleich ihnen flogen an Wilibalds Seele die trüben Ereignisse der letzteren Tage, die schönen Erinnerungen an die früheren seligen vorüber.

Er lehnte schweigend den Kopf gegen das Fenster, und schloß die Augen, und eine glühende Thräne tropfte auf seine Hand. Der Trauernde blickte auf. Der warme Hauch der nahen Lippen hatte die Scheibe mit dem leisen Dufte des Athems getrübt, und mechanisch schrieb der Finger, des Herzens Stimme folgend, den geliebten Namen auf das Glas. Doch des Zimmers Wärme löste den Duft in rieselnde Tropfen auf, die dem Namenszuge, perlenden Thränen gleich, entrollten.

Alwine, meine Alwine, Du weinst? Du weinst um mich? O, kann denn der Trennung Schmerz nicht meine Seele allein belasten? Muß auch Dein liebendes Herz unter dem schneidenden Jammer verbluten?

Die letzten falben Strahlen der herbstlichen Sonne sanken hinter den entlaubten Eichwald, und die tonlose Nacht breitete ihre Schleier schweigend über die Erde. Die Flamme des traulichen Herdes blinkte, dem beweglichen Irrlichte gleich, durch das niedre Fenster der nahen Hütte, und färbte mit flüchtigem Scheine das bleiche Antlitz des Unglücklichen. Er

gedachte der eigenen, lange geträumten häuslichen Glückseligkeit — sie war ihm entfernter denn je! Er war ja gekommen, von der Geliebten zu scheiden, von Allem was ihm das Leben theuer gemacht hatte — vielleicht auf immer!

Da schlang sich ein liebender Arm um Wilibalds Schulter, eine zarte Locke berührte sein Gesicht — es war Alwine. Mein Wilibald, flüsterte die Jungfrau, und blickte ihm schmerzlich lächelnd in die verloschenen Augen; mein Theurer, Du bleibst mir treu?

Schweigend führte er Alwinen zum Sopha und barg, zu ihren Füßen knieend, sein thränend Gesicht in ihrem Schooß.

Alwine, lebe wohl! Wann ich Dich wiedersehen werde — noch weiß ich es nicht. Vielleicht nie! — Er verstummte im blutigen Schmerze. Alwine neigte ihr Haupt, und küßte stillschweigend die Thränen von der Wange des Geliebten. Fester umschlang ihr zarter Arm den Scheidenden, und zog ihn an den schmerzlich bewegten Busen. Es war ja das letzte Mal, wo ihr nie entweihter Mund ihren Wilibald beglücken, seinem reinen Verlangen gewähren durfte.

Und Du bleibst doch mein, sprach sie, Du wirst mich nie vergessen, wirst immer meiner gedenken? —

Ewig, Du Geliebte, ewig! —

Und den letzten Kuß auf des Mädchens Wange pressend, entwand er sich der sanft umstrickenden Fessel, und enteilte mit gebrochenem Herzen.

Aber der mitleidige Schutzgeist treuer Liebenden brach

den qualreichen Schmerz der Entsagenden, und löste ihn in lindernde, häufig rinnende Thränen auf.

XII.
Johannes, der Apostel.

Das umlockte Haupt des heiligen Johannes, welches sich so oft an des Erlösers liebende Brust geschmiegt hatte, war schon erbleichet von des Alters Schnee, denn es war ihm das seltne Loos bestimmt worden, die Zerstörung der heiligen Stadt Jerusalem zu überleben, und das Reich Gottes, das einem Senfkorne glich, zu einem mächtigen Baume wachsen zu sehen, unter dessen Zweigen die Vögel nisteten.

Ein blutiges Jahrhundert der Verfolgung war an ihm vorübergeeilt, aber das Haupt des Heiligen hatte es verschont. Er blieb aber auch als Greis stets sanften Herzens und kindlich, und war voll der ewigen Liebe.

Einst war er gewandelt vor den Thoren von Ephesus, und freute sich in den blühenden Feldern der milden Güte des Schöpfers. In seinem Busen trug er ein gezähmtes Rebhuhn, mit welchem er oft zu spielen pflegte, wenn der Geist, von der eifrigen Arbeit ermattet, sich nach Ruhe sehnte. Und er ließ den sanften Vogel fliegen, denn er wußte, daß er auf der Stimme bekannten Ruf wieder zurückkehrte auf die Hand des sorglichen Pflegers, und dann auf seine Schultern hüpfte und sein ehrwürdiges Haupt.

Da traf es sich, daß durch die Auen ein hoher gewaff-

neter Krieger einher schritt, der aus weiter Ferne gekommen war, und, für des Heilands Lehre gewonnen, dessen geliebtesten Jünger zu sehen und aus den Händen desselben die Taufe zu empfangen begehrte. Er nahte sich dem Greise und befragte ihn: Ehrwürdiger Vater, wo weilet jetzt Johannes, der Apostel, und wo mag ich ihn finden? — Dieser entgegnete: Du siehest ihn vor Dir!

Darüber staunte der Krieger, und ein ungläubiges Lächeln überflog sein Gesicht: Ich hatte vermeint, einen gar ernsten Mann zu finden, sprach er, der nur mit hohen und heiligen Dingen sich beschäftigen möchte — hier aber finde ich einen freundlichen Greis, der, den Kindern gleich, mit einem Vogel spielt.

Der Apostel entgegnete mit heiterer Sanftmuth: Lieber, sage mir doch, warum hast Du die Sehne Deines Bogens losgelassen, und führest ihn nicht gespannt?

Weil des Bogens Kräfte durch die stete Anspannung erlahmen würden.

Siehe, lächelte Johannes, dem Bogen gleich würde auch der Mensch seine Kräfte verlieren, und unter der Sorgen und Arbeit Lasten erliegen, wenn er nicht manchmal feierte, und den Geist durch unschuldige Freuden zu den Mühen der folgenden Tage stärkte. Und ich bin doch auch nur ein schwacher Mensch! —

XIII.

Das Christus-Auge.

Als in schweigender Nacht der Heiland auf den Oelberg wandelte und gen Gethsemane kam, da wurde sein Herz bis auf den Tod betrübt, denn er wußte, die Stunde sei gekommen, wo er sollte verrathen werden.

„Bleibet hier“ sprach er zu den Jüngern, „und betet!“ Er aber kniete entfernt von ihnen hin, und fiel auf sein Antlitz, und erhob die Hände zum sternenlosen Himmel: „Mein Vater, wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch vorüber gehen, doch Dein Wille geschehe!“ Und er betete diese Worte zum andernmale, und sprach sie zum drittenmale.

Da rang im tiefen Seelenschmerz sich aus dem göttlichen Auge eine Thräne und fiel zur Erde. Aus dem Boden aber sproßte an dem geweihten Orte ein zartes Pflänzchen, und die Blüthe strebte, im milden Farbenspiele, ein Bild des himmlischen Auges wiederzugeben.

Der fromme Glaube erfreute sich des heiligenden Andenkens an diese Nacht der Schmerzen und des Trübsals, und weihte die Blume auf ewige Zeiten mit dem Namen: Christus-Auge.

XIV.

Theodotus.

Ein frommer Greis, mit Namen Theodotus, war dem wüsten Treiben der Welt entflohen, und hatte sich in die Einsamkeit eines Waldes verborgen, um dort ungestört der Verehrung Gottes sich widmen zu können. Aber die Kunde von seinem heiligen Leben drang durch die dichte Wildniß, und es eilten der Andächtigen gar viele zu der Hütte des Einsiedlers, um sich durch Worte der Erbauung im Glauben und frommen Wandel stärken zu lassen.

So kamen auch eines Tages zwei Jünglinge zum Greise, und sprachen zu ihm: „Vater, wie machen wir es, daß wir die bösen Lüste ertödten, und die verderblichen Gewohnheiten ablegen? Wohl erkennen wir das Unrecht, auch ist der Geist willig, aber der Leib ist schwach."

Da sprach Theodotus zu der Jünglinge Einem: „Reiße doch einmal jenen jungen Eichbaum dort aus der Erde." Der Jüngling that es leichtlich, mit einer Hand, denn die Pflanze war erst etliche Spannen hoch. Darauf sprach Theodotus abermal: „Lieber, reiße doch jenen dort aus der Erde." Der Jüngling vollbrachte auch dieses, wohl aber mit Mühe und Anstrengung, denn das Bäumchen war höher und stärker als das erstere. Und Theodotus sprach zum drittenmale: „So reiße denn auch diesen aus dem Boden." Der Jüngling umschlang den Stamm und mühte sich, das Gebot zu vollbringen; es nahte auch sein Bruder, um ihm

zu helfen; aber Beider Kräfte erlahmten, denn der Baum hatte schon tiefe Wurzeln geschlagen und war von der Höhe eines Mannes.

Und als nun Beide vom vergeblichen Bemühen abstanden, redete der Greis: „Sehet, meine Söhne, diesen Bäumen gleichen die bösen Lüste und Gewohnheiten im Herzen. Haben sie noch nicht lange gekeimt, so vermag der feste Wille sie wohl bald herauszureißen und zu vertilgen, wenn sie aber erst feste Wurzeln geschlagen haben, dann ist es gar schwer und fast unmöglich, ihrer Herr zu werden. Darum mühet Euch, so lange es noch an der Zeit ist, damit der schwere Kampf Eure Kräfte nicht übersteige. Seid wachsam und betet!"

XV.
Die Stürme.

Durch die dichtverschränkten Gitterstäbe des spitzen Bogenfensters blickte ein Jüngling starr hinab in die schäumende Brandung des Meeres. Heulende Winde peitschten die in formlosen Massen über den Horizont gleitenden schwarzen Wolken, welche ihre düstere Farbe in der wogenden Fluth abspiegelten. Riesige Wellen bäumten sich gegen den auf schmalem Felsriff freistehenden Thurm und schienen die Strebepfeiler des Gefängnisses in den bodenlosen Abgrund drängen zu wollen. Einzelne blendend weiße Seevögel durchschnitten, Sternschnuppen gleich, die Schwärze des Himmels,

oder flüchteten sich, vergebens gegen die Gewalt des Sturmes ankämpfend, auf die aus den Wogen auftauchenden Klippen. Und schwärzer umzog sich der Himmel, falbe Blitze durchzuckten die Dunkelheit, und der fernhin rollende Donner, die hohlbrausende Brandung übertönten die Nothschüsse der Hülfe heischenden Schiffe.

Mit wilder Freude schüttelte der Gefangene die umstrikkende Fessel und umkrallte die rostigen Stäbe des Eisengitters. Die zürnende Natur schien ihm Erlösung verkünden zu wollen, und wenn sie gleich durch die Pforten des Todes ging, sie war ihm willkommen. Frevelnd beschwor er die leuchtenden Blitze, die Grundvesten zu zersplittern; die Wellen flehte er an, die Pfeiler seines Kerkers zu untergraben.

Die Stürme wühlten in den dunklen Locken des Unglücklichen, die Wogen spritzten ihren weißen Schaum in sein bleiches Antlitz — aber sein Flehen um Vernichtung erscholl ungehört im Toben der Fluthen, und verzweifelnd wankte er auf sein Lager zurück.

Als noch der Geist des Jünglings ein unentweihtes Heiligthum war, so wie er aus der schöpferischen Hand gegangen, da mochte man ihn an Kühnheit und Schwungkraft den eisigen Alpen Helvetiens vergleichen. Doch, wie um ihre Füße gar milde, friedliche und blühende Thäler sich winden, voll innigen Stilllebens, so keimten auch in dem Busen des Knaben viele sanfte, zarte Gefühle hervor, als wollten sie die rohen Ausbrüche des Kraftgefühls freundlich beschönigen.

Da tröstete dann wohl mancher Greis die bekümmerten Eltern des Knaben, und meinte: „Laßt nur erst vor dem hellstrahlenden Sonnenlichte der Vernunft die Eisspitzen schmelzen, es schimmert gewiß unter der harten Decke ein gar tüchtiger Boden, der Thäler nicht unwerth.“

Die Eltern seufzten und hofften! —

Da zerfloß das Eis — aber nicht von dem ruhigen Strahle der Vernunft, es wich der verzehrenden Flamme der Leidenschaften. Fluthen strömten von den Bergen, sie überschwemmten die grünenden Niederungen und ertränkten die blühende Flur. Aber der Grund der nackten Höhen war der verheerende Sand der Gemeinheit, und was dem zügellosen Elemente entgangen war, versandete auf ewig.

Der Donner verhallte, die entzügelten Stürme hatten die kämpfenden Gewölke mit sich entführt, und die Sonne tauchte mit rosigem Scheideblicke in die Spiegelfläche des flammenden Meeres. Die Seevögel zogen krächzend in die ungemessene Ferne nach Beute, und zerbrechliche Fischerkähne vertrauten sich auf's Neue der besänftigten Fluth. Die Natur wiegte sich in träumerischer Ruhe. Nur in des gefangenen Jünglings Brust tobte noch der Sturm der zerspaltenen Seele, und die Nacht, welche den Erdkreis in friedlichen Schlummer wiegte, vermochte jenen nicht zu stillen.

XVI.
Die Kreuzschnäbel.

Undurchdringliche Schatten dunkelten den Himmel, die Erde erbebte, die Felsen spalteten bis auf den Grund und die Gräber warfen ihre verwes'ten Eingeweide aus: denn der Gottes-Sohn verhauchte an des Kreuzes Stamme unter namlosen Qualen sein Leben. Die Engel bargen ihr thränend Haupt im Schooße des Allmächtigen, doch der Menschen Herzen erstarrten in eisiger Verhärtung.

Da flatterten zwei Vögel angstvoll um das Kreuz, und trachteten Hülfe zu leisten dem Heilande; sie mühten sich, mit ihren Schnäbeln die blutigen Nägel aus dem Holze zu ziehen — jedoch ihre Kraft erstarb!

Wahrlich, wahrlich! es wohnet dem blöden Thiere mehr Erbarmen inne, denn dem Menschen!

Aber von seinem, in ewiger Pracht strahlenden Throne gewahrte der Schöpfer das fromme Bemühen der Vögel, und er ließ ihnen das heiligende Gedächtniß des mitleidigen Wollens — die sich kreuzenden Schnäbel.

XVII.
Der Labrador.

An Reinhold's Finger hing, in köstliches Gold gefaßt, ein künstlich gegrabener Stein. Aber des Goldes Glanz schien dem unscheinbaren Grau des Steines Hohn zu spre-

chen, denn wie des Herbstes Nebel war seine Farbe, und weißliche Adern und Sprünge entstellten ihn.

„Wie konnte Deine Wahl,“ fragte ein Freund den Besitzer, „auf diesen ärmlichen, glanzlosen Stein fallen? Warum hieltest Du ihn würdig der kostbaren Fassung? Oder wohnen ihm geheime Kräfte bei, heilbringend seinem Inhaber?“

„An ferner Meeresküste des nördlichen Amerika,“ entgegnete Reinhold, „wird dieser Stein gefunden. Verborgene Kräfte besitzt er nicht, aber er ist mir lieb und werth, denn er ist mir ein treues Bild des Menschen. Halte nur den Ring gegen die Strahlen der Sonne, wende und drehe ihn künstlich, und das einförmige Grau ist verschwunden, aber statt dessen glänzt Dir die zarteste Bläue des wolkenlosen Himmels entgegen.“

So gehen wir im Leben kalt und unbeachtend bei so mancher Erscheinung vorüber, und verdammen sie, als einförmig und gewöhnlich. Wie schöne, lichtvolle Farben würden sie aber entfalten, wenn uns das Geschick und die Beharrlichkeit gegeben wäre, an einer jeden den tief verborgenen Glanz zu erforschen und zum Leben zu rufen. Nicht diese oft verkannten und vorschnell verschmähten Naturen tragen die Schuld — wir sind es, die nicht verstehen, die zarten, tiefliegenden Saiten zu berühren, und so muß es das arme, schuldlose Instrument entgelten, wenn unser Ungeschick ihm nur Mißtöne entlockt.

XVIII.
Heimweh.

Die Schatten der Pisang und der schlanken Dattel-Palmen streckten sich lang über die Reisfelder. Durch die ruhigen Lüfte schallte, zum Gebete rufend, das einförmige Geläute des Glöckchens von der schmucklosen Kapelle her, und die milden Klänge der Tambourins, das Jauchzen der tanzenden Sklaven, die Saiten der Zythern ihrer Frauen verstummten. — Die Stunden des Ruhetages, dem Vergessen der harten Dienstbarkeit gewidmet, waren im flüchtigen Taumel entschwunden, und die Kinder der Natur eilten, das Wort des alleinigen Gottes in der schlichten Rede des Missionärs zu vernehmen, aus seinem Munde Trost für das gebeugte Herz zu schöpfen, sich zu den Mühen der künftigen Tage zu stärken.

Vor seiner geflochtenen Hütte lag Seranu, ein junger Neger, auf der Matte, und starrte mit schwermüthigen Blikken nach den Sternen, die sich schüchtern dem dunkelnden Blau des Himmels entwanden, und eine Thräne rollte über seine Wangen. Er richtete sich auf, und streckte die Arme aus, wie weithin grüßend, aber nur tiefe Seufzer rangen sich lange Zeit aus der beklemmten Brust. Endlich tönte sein klagender Gesang durch die einbrechende Nacht:

„Ich werde dich nicht wiedersehen, mein Vaterland, du Land der starken Krieger. Meine thränenden Augen werden nicht trocknen unter deinem blauen, ewig heitern Himmel.“

„Ich werde dich nicht wiedersehen, du runde Hütte am Ufer des wogenden Flusses, das Dach von Palm-Blättern, unter welchem ich zur Seite Guiongoma's ruhte, wenn die Sonne ihre sengenden Strahlen auf unsere Häupter warf. Ich werde dich nicht wiedersehen."

„Mein Auge wird Dich nicht wiederblicken, Guiongoma, du Schönste der Frauen Bambaras, schlank wie die Fächer-Palme, deren Mund so süß, wie der berauschende Wein der Palme ist. Du wirst mir nicht mehr Mais stampfen, und Kühlung zufächeln, wenn ich glühend von der Jagd mit der hurtigen Gazelle zurückkehre, oder aus dem schreckenvollen Kriege mit vom Blute der Feinde gerötheten Zagaie, und vor mir die brüllende Herde treibe. Bidao wird nicht mehr von deinem Schooß hüpfen, mir entgegen eilen und fragen: Hast Du mir einen bunten Vogel mitgebracht? Hast Du mir rothe Korallen gebracht? Guiongoma, Dein Gatte ist fern von Dir. Bidao, Dein Vater kehrt nicht mehr zurück, um Dich an sein klopfendes Herz zu drücken. Die harten Weißen schleppten ihn im sumpfigen Bauche des Schiffes über die wogende See."

„Hundert Nächte und wieder hunderte klagte ich in drückenden Fesseln, und rief den Tod herbei. Denn der Marabut hatte uns verkündigt, wir würden auferstehen im glücklichen Lande Bambara, wir würden Weib und Kind wieder umarmen, wenn das Herz still stände. Aber der Tod wollte dem Gequälten nicht an das zuckende Herz greifen. Und die grausamen Weißen zwangen den Armen zu Tanz und

Gesang, trotz der hervorströmenden Thränen."

„Guiongoma, Dein Seranu liegt einsam auf der Binsendecke, und blicket nach den Sternen. Die kurze Nacht wird rasch verschwinden. Verlangende Sehnsucht kürzt den tröstenden Schlaf. Und wenn dann die Sonne hinter dem Walde auftaucht, dann schwingt der rauhe Weiße seine Geißel von Neuem, und treibt uns auf die schweißgedüngten Felder. Er fühlt nicht Erbarmen mit der Klage des Ermatteten, mit dem Stöhnen des Schwachen, und das Blut fließt unter seinen Streichen."

„Guiongoma, ich werde Dich nie wiedersehen? Nein, nie, nie! Nur wenn meine Gebeine auf fremdem Felde bleichen werden, kehrt mein Geist zurück in die kleine, runde Hütte, in Deine Arme. Und Du wirst mich befragen: Seranu, wo bliebest Du so lange? Ich habe sehr um Dich geweint."

Der Arme schlich in seine Hütte und schlummerte endlich unter Thränen ein; aber ein freundlicher Traum führte ihn tröstend in die Heimath der verlangenden Gattin, zu dem erblühenden Knaben.

XIX.

Die Hochzeit zu Cana.

In der geräumigen Halle saß Theophilus im Kreise der Kinder und Hausgenossen, und lehrte ihnen nach vollbrachtem Tagewerke, der alten frommen Sitte getreu, das Wort

des Herrn aus den heiligen Büchern.

Und als er die Worte des Evangelisten las: wie der Heiland in milder Freundlichkeit am Hochzeitsmahle zu Cana das Wasser in Wein wandelte, und dergestalt die staunenden Jünger im Glauben befestiget — da erhob sich der Knaben Einer, und sprach kindischen Sinnes: „Vater, wie deute ich das? Wie vermochte sich Wasser in Wein zu gestalten?"

Der Kinder jüngstes aber rief in freudiger Ahnung: „Vater, das Wasser erschaute die Herrlichkeit des Heilandes, und erglühte. Strahlt doch der Spiegel des Sees im rosigen Glanze, wenn die Sonne aus den Nebeln des Morgens taucht."

Da herzte und küßte Theophilus freundlich das erröthende Kind und sprach die Worte: „Wahrlich, ich sage Euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kind, der wird nimmer hinein kommen."

XX.
Die Rose am Wege.

Es stand am Wege eine Rose, im frischen Glanze der Farben prangend. Die gewölbten Blätter ihres Kelches hatten noch nicht die jugendliche Schnellkraft verloren, und drängten sich scheu und innig an einander.

Es zogen die Herden vorüber auf dem Wege und erfüllten die Lüfte mit Staub — aber die Rose wandte ihr erröthendes Antlitz ab, und duftete herrlich wie zuvor. Wei-

dende Thiere nahten und benagten die Blätter, sie wollten auch die zarte Rinde antasten und der Pflanze innerstes Leben, aber die schützenden Dornen wehrten den Frevel ab, und die Rose hob noch kühner ihr liebliches Haupt.

Ein Wandrer ging still des Weges, und staunte die Blume an, freute sich ihres Wohlgeruches und ihrer vollendeten Schönheit, und schöpfte dankbar aus dem nahen Borne Wasser, um die Wurzel des Stockes zu befeuchten. Und stolzer blickte die Rose umher, und schien die halbversteckten Blumen der Wiese zu fragen: Bin ich nicht eure Königin? Sehet, auch der Mensch bringet mir seine Huldigungen dar.

Da hüpfte ein muthwilliger Knabe einher, sah die herrliche Blüthe, und brach sie ohne Bedenken. Bald aber wurde sie ihm hinderlich bei seinen Spielen, und er warf sie sorglos hinweg. Ein grauer Staub umhüllte ihren rosigen Glanz, die heimkehrenden Herden zogen vorüber, und zerstampften ihren welkenden Kelch. Der stille Wandrer kehrte zurück, blickte sehnsüchtig nach dem holden Pflegekinde, und seufzte, als er sie am entblößten Stocke vermißte: Wer hat mir muthwillig meine liebe Freude geraubt?

Blühende, stolze Jungfrau, sieh hier Dein schönes, unglückliches Bild! — Jüngling, das Mädchen, welches sich liebend in Deine Arme legt, welches mit schüchternem Erglühen Dir gesteht, sie sei die Deine — sie ist nicht das Spielwerk müßiger Augenblicke! — Es kommt die Stunde, wo mit strafendem Blicke der Pfleger ihrer Jugend Dich befragen

wird: Du hast mir die lieblichste Blüthe entrissen; sie gab sich Dir in freudiger Hoffnung hin; rede, was hast Du begonnen mit ihr? Denn sie war geboren, das Glück zu machen des bescheidenen Kenners, nicht die flüchtige Wallung zu stillen, nicht die Laune des Momentes zu befriedigen!

XXI.
Stiller Schmerz.

Mit Thränen im Auge und im Herzen beugte Serena sich über das Buch, und strebte über dem fremden Schmerze der Dichtung den eigenen zu vergessen. Aber die glühenden Tropfen rannen verdunkelnd auf das aufgeschlagene Blatt. Sie legte das Buch zur Seite und trat auf den Balkon, um den Duft der blühenden Linden, den die kosenden Lüfte daher trugen, einzusaugen, und die glühende Wange im Abendwinde zu kühlen.

Am fernen Horizonte zuckte ein mattes Wetterleuchten. Rauschend wiegten sich die hohen Wipfel der finstern Tannen. Das Girren der nistenden Holztauben tönte durch die abendlich-stille Luft, und graue Nachtfalter umschwirrten die duftenden Blüthen der Jelängerjelieber-Ranken.

Aus den Armen der Schwestern hatte sich Serena gerissen, und war hinauf geeilt in ihres Zimmers Einsamkeit; denn sie wollte das thränende Auge den besorgten Lieben entziehen und sich ausweinen. Es scheut der innige Schmerz den fremden Blick, und birgt sich schamhaft in der verwun-

deten Brust. Das allzuweiche Herz will lieber hoffnungslos verbluten, als seine Wunde erspäht wissen.

Alle Erinnerungen an das versunkene Glück schwebten an des Mädchens bewegter Seele vorüber, so wie die Fäden des fliegenden Sommers über die Stoppeln ziehen, und die Nähe des Herbstes verkünden. Aber Serena durfte nicht die Wiederkehr der schönen Jahreszeit erhoffen, denn vor ihr breitete das Leben seine unabsehbaren Eisgefilde aus, und ein Schauer überflog sie bei dem Gedanken, fortan über die todt kalte Fläche wandeln zu müssen.

Oft lächelt in der Menschen geselligem Kreise die Jungfrau, und es spielt auf ihren Lippen die Freude und jugendliche Lust — aber dem blutenden Herzen ist das holdselige Lächeln fremd und der belebende Scherz. Auf dem einsamen Zimmer greift mit eisiger Kralle der Schmerz in die unbewehrte Brust, und erpreßt die büßende Thräne für den augenblicklichen Schlummer der Leiden.

So flattert im glühenden Numidien die schneeige Turteltaube liebend und kosend im Schatten der Palmbäume; aber auf ihrer Brust schimmert ein dunkler, rother Fleck, und blutige Tropfen sind umhergespritzt, als quelle aus unheilbarer Wunde das Herzblut des sanften Vogels über das blendende Gefieder.

XXII.
Die Wittwe.

Ueber die feuchten Stoppeln schritt ein junges, bleiches Weib. Auf dem Rücken hing ihr, in verblichene Decken gehüllt, ein schlummernder Säugling; an ihrer Hand hüpfte ein munterer schwarzlockiger Knabe, und trug mit stolzem Lächeln auf den Schultern des Vaters Schwert und Helm. „Mutter," schwatzte das unbefangene Kind, „nun erreichen wir doch bald die große Stadt, das Ziel unserer Reise? Nun kommen wir doch bald zum Großvater?"

„Bald, bald, mein Sohn!"

„Wenn wir erst in der Stadt sind, dann darf ich auch Soldat werden, wie der Vater; nicht wahr, Mutter? O, ich bin schon recht stark und kann schon Vieles ertragen! Und den Säbel vom Vater behalte ich dann! Darf ich nicht?"

Die Mutter brach in schmerzliche Thränen aus, und blickte schluchzend zum nebelvollen Himmel auf, und zum Beschützer der Verlassenen. — Auf dem Felde der Ehre hatte ihr Gatte den Tod gefunden, und aus fernen Landen war die Mutter mit den Kindern in ihre Heimath zurückgekehrt. Aber auch diese bot ihr kein schützendes Obdach, auch hier stand sie allein! Es lebten wohl noch die Eltern des hingeschiedenen Gatten, aber sie hatten der Liebe des einzigen Sohnes zu dem unbemittelten Mädchen gezürnt, und als dieser den Schwur der Treue seiner Geliebten bewahrt, hat-

ten sie sich von dem Widerstrebenden gewendet. Werden sie, klagte die Wittwe, nicht jetzt mich rauh von der Schwelle weisen, jetzt, da der Gatte nicht mehr vermittelnd zwischen ihnen und der unwillkommenen Tochter steht? Werden sie sich der stammelnden Waisen, der verlassenen Wittwe erbarmen, die ihnen den Sohn, den einzigen, geraubt hat? Der Reichthum macht die Begüterten taub gegen die Klage des Armen, sie dringt nicht zu dem verhärteten Herzen! — Und doch will ich so gern den schneidenden Vorwurf, die höhnende Verachtung ertragen, wenn ich nur die Kinder, die unschuldigen, in ein Vaterhaus führen kann.

Mit ängstlicher Erwartung im hochklopfenden Herzen nahte sie den Mauern der Stadt. — Da schwankte ihr ein Leichenzug entgegen. Der Träger hielt den mit Astern bekränzten Sarg eines Kindes unter dem Arme, und die schluchzenden Eltern folgten ihm. Als die Wittwe die Unglücklichen erblickte, preßte sie mit stiller Mutterliebe des Knaben Hand. Sie war ja noch überreich und fühlte sich stark, Alles zu dulden für ihre Kinder.

Sie eilte durch die breiten, geräuschvollen Straßen der Stadt, und gedachte sorgend des bevorstehenden rauhen Empfanges. Und als sie später umherblickte nach einem freundlichen Gesichte, welches ihr die Wohnung des begüterten Goldschmiedes, des Schwiegervaters, zeigen möchte, da gewahrte sie auf der steinernen Bank vor einem der Häuser einen gar rüstigen Alten, und ihm zur Seite die tieftrauernde Gattin.

„Siehe nur," redete der Greis zur treuen Gefährtin, „den schwarzäugigen Buben am Arme der jungen Frau. Gleichet er nicht unserm Bruno im Blitzen der feurigen Augen, im Lächeln des Mundes, in den dunklen lockigen Haaren? Ich will die Mutter herbeirufen; sicher kommt sie aus dem Reiche, und kannte vielleicht unsern Sohn."

Die Gattin nickte ihm schweigend Beifall.

„Wer seid Ihr, junge Frau? Woher des Weges? Ist er der Eurige, der muntre Bube?"

„Ich kehre zurück in die Heimath," entgegnete die Befragte; der Krieg machte mich zur Wittwe, die Kinder zu Waisen. O, saget mir, wie mag ich zur Wohnung des reichen Goldschmiedes gelangen? Sein Sohn war mein Gatte!" —

„So bist Du Bruno's Frau," rief in tiefer Bewegung der Greis, „und dieses sind meines Sohnes Kinder? O, sei mir tausendmal gegrüßt, Du liebe, liebe Tochter! — Sei mir herzlich willkommen und tritt ein in mein Haus! Ach, hat mir denn Bruno meine Härte vergeben?"

Die Greisin umschlang weinend die weinende Tochter; der Vater preßte zärtlich den Enkelsohn an die Brust; der Säugling schlug die dunkeln Augen auf, und lächelte freundlich die Festumschlungenen an. Und Alle erhoben die Hände zu den Wolken und riefen: „Verklärter Bruno, sieh hernieder und freue Dich mit uns und unserer Liebe!"

XXIII.
Der endlose Tag.

Der Erde Schwungkraft war durch unsichtbare, gewaltige Hand gehemmt worden. Während dem, daß undurchdringliche Schatten die untere Hälfte des Erdballs umhüllten, während dem die Bewohner des Orients nur die rosigen, aus dem Meere tauchenden Strahlen der Morgensonne erblickten, und die Abendländer vergeblich warteten: die Sonne solle sich senken hinter die Berge zum Schlafe — während dem starrte sie regungslos über der obern Hemisphäre, und sendete ihre Mittagsgluthen auf das unglückliche Land.

Keine Wolke, welche die feurigen Strahlen-Geschosse hätte umschleiern und der geborstenen Erde auf kühlenden Regen hätte deuten können, stand an des Himmels durchsichtiger Bläue. Die Natur schwieg; aber es war nicht der sanfte Schlummer der linden Sommernacht, welcher sie umfing — es war das Verstummen der Verzweiflung, welche den Qualen-Tod vor Augen sieht, und keine, keine Rettung! Die Luft wallte zitternd über der Flur. Längst schon waren die Blumen verwelkt, denn sie hatten vergeblich der Abendkühle geharrt, die ihre Kelche schließen sollte. Die Wälder waren erstorben; das Laub rollte sich vertrocknet zusammen und fiel raschelnd zu Boden. Die Sänger des Hains waren matt von den entlaubten Wipfeln geflattert, und verschmachteten verstummt am Boden nach Kühlung. Die Thiere des Waldes irrten mit rollenden Augen umher, und spähten nach

den im Dickicht verborgenen Lagerstellen. Jetzt drang der Sonne sengende Gluth auch dorthin, denn das bergende Laub der zarten Sträucher war verdorrt. Die den Bergen entsprießenden Quellen waren versiegt. Statt des rauschenden Waldstromes schlich ein mattes Wasser durch das felsige Bette, rieselte lautlos in das Thal und erstarb im Sande. Der gewaltige Spiegel des Sees, in dessen Busen sich sonst des Himmels Wölbung spiegelte, hatte die geräumigen Ufer verlassen, und war zur sumpfigen Lache gesunken; aber das Wasser hatte seine Kühle verloren, und die Bewohner der Tiefe schwammen entseelt auf der erhitzten Fläche.

Die Menschen bargen sich in der Erde Mark, und flohen vor der tödtenden Gluth in dunkle Höhlen und in die Schachten der Bergwerke. Schon fürchterlich lange hatte das Elend gewährt; wie lange aber wußten sie nicht, denn keine Nacht hatte ihre Leiden in Tage eingetheilt; sie hatten nur einen ewig langen Tag gedauert.

Aus der dunkeln Tiefe stiegen bleiche, abgezehrte Gestalten auf, und spähten angstvoll am Horizonte, ob denn die Sonne sich noch nicht zum Scheiden senke — aber noch thronte sie immer am Himmel in ihrer fürchterlichen Majestät. Sie irrten in den verödeten Wohnungen nach Speise und Trank suchend umher; aber die Früchte der Felder waren verdorrt, die Herden waren verschmachtet, und in den Hofräumen schlich nur noch mit stierem Auge und geifernd der Hund einher, und erkannte seinen Gebieter nicht. Mit brechenden Knieen schleppten sich die Elenden durch den glü-

henden Sand nach dem Ufer des nahen Teiches, und wenn sie erschöpft dort anlangten, dann gewahrten sie entsetzt, der Teich sei längst verschwunden; denn nur das welke Schilf zeugte noch von seinem einstigen Daseyn.

Manche sanken in ohnmächtiger Ermattung zu Boden, schlossen die Augen und riefen den Tod; Andere wühlten in fürchterlicher Verzweiflung im dürren Sande nach Wasser. Mütter vermochten nicht mehr, den Säuglingen die nährende Brust zu reichen, sie sahen ihre Lieblinge vom brennenden Durste welken, gleich den Blumen des Feldes — und konnten nicht helfen! Sie warfen sich über die verschmachtenden Kinder, zerrauften ihr Haar, stierten zum Himmel auf, und ihr starrer Blick beschwor die Wolken, zu nahen, die Sonne, zu weichen: aber die Sonne glühte fort, der Himmel blieb klar und rein. Außer sich rissen sie die bläulichen Adern des Armes auf, und tränkten die Säuglinge mit dem eignen Herzblute, preßten sie fest an die matter schlagende Brust — und verschieden.

Vielleicht betrachtest Du, freundlicher Leser, diese Bilder, welche im bangen Traum die bildende Seele schuf, in der glühenden Sommermonde einem. Ueber Dir aber wölbt sich die schattige Laube von rankendem Jelängerjelieber, ein milder Hauch bewegt die Blätter, schüttelt die gelben Blüthen auf diese Zeilen und spielt kosend um Deine Schläfe. Dann naht vielleicht ein Reisender, der vergebens mit dem Tuche

dem Staube wehrt, und unter der armseligen Habe Last erseufzend, sehnsüchtigen Herzens der Heimath zustrebt. Oft strafte wohl sonst ein muthwilliger Blick den unwillkommnen Störer, und die erbetene Gabe wurde hastig gespendet, um nur befreit zu seyn vom lästigen Armen. — Hat aber mein Traumbild Dir des Verschmachtenden Qualen vergegenwärtigt, dann rufst Du liebreich den Ermatteten herbei, und stärkst ihn auf des Mangels dornigem Pfade — und meine Dichtung hat überreiche Früchte getragen.

XXIV.
Der Gefangene.

An eine der hohen Säulen gelehnt, schaute mit trüben, kummervollen Blicken Hippolyt auf die entweihten Hallen der Kirche, und die Gräuel der Verwüstung und des Todes erfüllten sein jugendliches Herz mit Zorn und den Schauern der Wehmuth.

An die steinernen Grabmähler einer längst entschwundenen Vorzeit hatten schändende Frevler ihre unheiligen Hände gelegt, die ehrwürdigen Ritter- und Frauen-Gestalten mit rohem Spotte verstümmelnd; sie hatten die Pforten des Todes gesprengt, und ein modriger Duft zog aus den klaffenden Särgen empor. Der köstliche Altarschrein, der, von reich vergoldeten Schnörkeln umgeben, der Heiligen gnadenreiches Bild umschloß, war zertrümmert, und nur der Farbenglanz einiger Splitter des ruchlos vernichteten Gemäldes

zeugte von dessen hoher Vollendung und einstigen Pracht.

Die Gesänge der heiligen Hymnen waren verklungen, und statt ihrer schallte durch die hohe Wölbung die sehnsüchtige Klage der Gefangenen, der Verzweiflung wilder Fluch, das Aechzen der vergebens nach Hülfe wimmernden Verwundeten, und der Sterbenden röchelnder Abschiedsgruß vom Leben. Einzelne bleiche Gestalten strebten vergeblich, das hervorquellende Blut zu stillen; andre, mit krampfhaft verflochtenen Händen, bewegten die bebenden Lippen zum Gebet für Weib und Kind, zum Gebet um Erlösung! Dort zuckten, auf ärmlichem Strohlager, schmerzlich vom Todeskampfe verzogene Gesichter, und fühllos saß an der Seite der Sterbenden der bärtige Krieger und schaute mit wildem Blick auf das Bild der Zerstörung.

Durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff schneidend der Zugwind; er bewegte flatternd die verblichenen Kirchenfahnen, und rauschte durch die welken Todtenkronen. Eine derselben löſ'te sich vom Nagel und fiel vor Hippolyts Füße. Schweigend hob er sie auf, und zerpflückte im stillen Spiele die verdorrten Blätter, die verblichenen Bänder. —

Aus den Armen der weinenden Mutter hatte sich voll hoher Begeisterung der Jüngling gerissen, hatte zum Schwerte gegriffen, als es galt, die Unterdrücker von der heimathlichen Flur zu verjagen. Den blutigen Tod auf der Wahlstatt hatte er nie gefürchtet — oft hatte er auch wohl gewünscht, im Vollgefühle der Kraft, in des jugendlichen Daseyns sonniger Blüthe, die für Freiheit und Vaterland flammende

Seele verhauchen zu können — aber den geistigen Tod des Kriegers zu erdulden, fern von den kämpfenden und siegenden Genossen, Gefangener zu seyn, das beugte ihn recht tief. —

An den hohen Fenstern der Kirche flatterte ängstlich ein Vogel, stieß hastig gegen die runden Scheiben und strebte hinaus ins Freie. Auch in deinem Herzchen, seufzte der Jüngling, pocht die Sehnsucht nach Freiheit, auch du bangst hinaus in das grüne Versteck der Bäume und ihrer Blüthenzweige. Armer Kleiner, wir sind gefangen! — Von ängstlicher Hast betäubt, stieß der Vogel mit verdoppelter Heftigkeit gegen das Glas, und taumelte endlich mit zerschelltem Kopfe zu Boden. Der Gefangene sah es, und seufzte schmerzlich; des unglücklichen Sängers Loos schien ihm des eigenen Vorbild, und er versank wieder in trübes Sinnen.

Da fielen der Sonne Strahlen durch die Trümmer der bunten Scheiben, und überzogen mit frischen, brennenden Farben ein altes Bild, welches, auf die Wand gemalt, der Zerstörung entgangen war. Auf dem Bilde war Petrus, der Apostel, im Kerker zu sehen, und ein leuchtender Engel erschien ihm, und führte ihn durch das eiserne Thor. Darunter aber waren die Worte geschrieben: Der Herr ist mein Helfer; ich fürchte mich nicht! Was können mir Menschen thun?

Als nun der Jüngling dies Bild erblickte, da schämte er sich, daß er so kleinmüthig gewesen, und verzagt habe an

Gottes unendlicher Gnade. Dann richtete er sich auf, und tröstete die leidenden Genossen.

XXV.

Der Gipfel des Felsens.

Mit glühenden Wangen, mit hochklopfender Brust erklimmte ein Jüngling den steilen Gipfel des Felsens. Oft versperrten riesige Felsstücke dem Wanderer den schmalen Pfad; über gähnende Spalten der Abgründe schwang er sich; unter des Fußes Berührung rollte morsches Gestein in die Tiefe hinab, und die Hand des Gleitenden griff, nach Rettung haschend, in die Stacheln der aus den Felsen spärlich hervorkeimenden Dornstöcke. Vor des Jünglings Auge stand nur die kahle schroffe Felswand, und über ihm der Himmel mit seinen wunderbaren Wolkengebilden. Muthig rang er sich empor und stieg weiter — da stand er auf der Spitze.

Ermattet sank er auf den mit Moos bewachsenen Boden. Eine frische Alpenluft umspielte die erschöpfte Brust des Wanderes, und sein Blick schwelgte in dem Zaubergemälde, das zu seinen Füßen lag. Durch der Wiesen grünenden Teppich, durch die gelbenden Felder wand sich des Stromes silberhelles Band; rothe Ziegeldächer winkten heimlich aus dem Schatten der Bäume; am fernen Horizonte stiegen die blinkenden Spitzen der Thürme aus den Nebeln, und weiterhin begrenzten umwaldete Bergeshöhen die Aussicht. Eine heilige Ruhe breitete sich über die Erde, und zog in

die Brust des fernhin Schauenden. —

Der Unglückliche erblickt auf seinem Pfade nur die Abgründe vor und neben sich, und die vor ihm sich thürmenden Felsen mit ihren verwundenden Dornen. Jedoch über die Klüfte und über die Klippen führt ihn sein Schutzgeist — er steht am Ziele, und schaut mit stillem Lächeln auf die dornigen Wege, die er durchmessen, auf die liebe schöne Vergangenheit, die sich in der Verklärung der Abendsonne zu seinen Füßen schmiegt, und auf die tröstende Zukunft — den Himmel!

XXVI.

Pilgerfahrt.

Durch den glühenden Sand der Libyschen Wüste zog langsam der Pilger Schaar zum Grabe des Propheten. Tagelang durchirrten sie schon die endlose weiße Fläche. So weit das spähende Auge reichte, keimte kein Halm, grünte kein Baum, und nur seltene Dornen entsproßten dem todten Sandmeere. Riesige Staubsäulen wirbelte der Sturmwind empor, und überschüttete mit erstickendem Sande die lechzenden Wanderer; sie bargen das Gesicht am durchglühten Boden, um dem Tode zu entgehen. Die seltenen, wohlbezeichneten Brunnen waren erschöpft und vertrocknet, die Schläuche geleert, und die bleichen Gesichter stierten in dumpfer Verzweiflung auf das endlose Grab um sich her.

Plötzlich erschallt der freudige Ruf: Wasser! Wasser!

vor uns liegt ein spiegelnder See!

Ein belebender Funke durchzuckt die Matten, von Neuem treiben sie die sinkenden Lastthiere. Bald, bald ist ja die gräßliche Qual überstanden! Noch Hunderte von Schritten, und sie dürfen am feuchten Rande der Fluth ruhen, dürfen den vertrockneten Gaumen erfrischen, die schlaffen Glieder im kühlen Bade neu beleben! Alles spornt zur hastigen Eile, und die gefühlten Leiden sind verschmerzt.

Die Armen! sie ziehen stundenlang; der Glieder letzte Kraft versiegt — aber das Ufer des schimmernden Sees bleibt immer in gleicher Ferne. Es ist nur eine grausame Täuschung, welche des Bodens erhitzte Dünste erzeugten! Nie werden sie die gespenstische Fluth erreichen, sie flieht ewig gaukelnd und höhnend vor ihnen. — Mancher Pilger sinkt in ohnmächtiger Ermattung zu Boden; fühllos ziehen die Genossen vorbei, und des Sterbenden brechende Augen flehen vergebens um Hülfe. Jeder kennt nur sich und die fürchterliche Noth. Mit glühendem Hauche küßt der Todesengel die matte Seele von den Lippen, und die Sandwellen schütten über den Körper ein spurloses Grab.

Wie gleichet der Mensch dem verschmachtenden Wanderer in der Wüste! Die Hoffnung führt ihn durch die dornige todte Einöde, sie winkt noch dem Sterbenden mit schmeichelnden Bildern — doch er erreicht nicht des Sees Gestade, nicht das ersehnte Grab des Propheten — wohl aber den Tod und die Vergessenheit.

XXVII.
Vergangenheit und Zukunft.

Der vom grünen Gestade umgürtete Spiegel des Sees zitterte unter den Küssen des Morgenwindes. Zwitschernde Schwalben strichen im raschen Fluge über die Fläche hin, und gleich ihnen durchschnitt das Boot die klare Fluth.

Der schiffende Jüngling beugte sich über den Bord, und erschaute im Wasser des lächelnden Antlitzes Wiederschein, aber unter ihm spiegelte sich auch des Himmels Wölbung mit ihrer Bläue und ihren wunderlichen Wolkengestalten, die in ungemessener Tiefe dahinzogen.

Da redete der sinnige Jüngling: Unendliches Blau dort unten, wie gleichst du der Vergangenheit! unendliches Blau dort oben, wie gleiches du der Zukunft, der wolkenumhüllten! Zwischen beiden gleitet der Mensch ungewiß und zagend dahin, und aus den Nebeln der Vergangenheit, und aus denen der Zukunft, tauchet, in duftigem Glanze, Erinnerung und Hoffnung.

XXVIII.
Die Almosen.

In seiner düstern Zelle saß der heilige Abt Paulus, und flocht aus geschmeidigen Binsen sein Lager. Da trat Melania, eine reiche Edle, herein und sprach: Ehrwürdiger Vater! meine Diener bringen Dir, auf mein Geheiß, dreihundert

Pfund köstlichen Silbers. Nimm sie und spende sie den Armen.

Der Heilge winkte der dienenden Brüder einem, und hieß ihn das Silber unter Sieche und Dürftige vertheilen — dann aber flocht er schweigend weiter an der Matte.

Melania hatte gehofft, es werde der Abt ihre Freigebigkeit beloben und ihre Mildthätigkeit, und fragte ihn verwundert: Achtest Du denn so wenig der reichen Gabe, die ich Deinen Händen überantwortet, zum Frommen der Armen und Nothleidenden, daß Du mich keines dankenden Wortes würdigest? Ich brachte Dir dreihundert Pfund des edelsten Silbers. — Frau, unterbrach sie der Greis, dem Herrn, dem Du diese Geschenke weihest, brauchst Du nicht erst zu sagen, wie viel es sei! Es opferte eine arme Wittwe zween Heller, und sie hatte mehr gegeben als Du, denn sie opferte das Letzte, was sie besaß.

Da fühle Melania, der Heilige habe den Stolz und die Eitelkeit, die sie zu der kostbaren Gabe vermocht, ergründet, und entfernte sich voll tiefer Beschämung.

XXIX.

Die Buße.

Es lebte einstens ein Mann, Heliodorus genannt, der, dem finstern Götzendienste ergeben, viele der Bekenner des Christenthumes den Händen grausamer Richter überliefert

hatte, welche sie sodann dem Märtyrertode unter namenlosen Qualen weihten.

Und es geschah einstmal, als er wiederum einige Lehre des göttlichen Wortes den Schergen übergeben, und Zeug war der schrecklichen Martern, welche die Frommen, unter Lobpreisung des Heilandes, standhaft erduldeten, daß er die göttliche Kraft, die die heiligen Kämpfer so mächtig stärkt und über alle Schmerzen erhob, erkannte, und seine Missethaten im Herzen bereuete.

Da trennte er sich von seinem Weibe und seinen Kindern und eilte zu einem heiligen Manne, ihm seine vielfachen Sünden zu bekennen und sich im christlichen Glauben von ihm belehren zu lassen. Nach Jahren der Prüfungen und strengen Buße erkannte ihn dieser für würdig, die Weihe der Taufe zu empfangen, und nahm ihn im Bruder-Bunde auf. — Noch aber wähnte Heliodorus nicht genug gethan zu haben, um das vergossene, heilige Blut zu sühnen; darum machte er sich auf und wanderte in eine mit nackten Klippen und steilen Felsen erfüllte Wüste. Hier baute er eine Hütte aus Dornen und Binsen, und beschloß, sein Leben in stiller Betrachtung und im Gebete als Einsiedler zu verbringen.

Als Heliodorus nun wiederum eines Tages Gott recht inbrünstig gebeten hatte, er möge ihm den Weg zum wahren Heile zeigen, da blickte er zu Boden und gewahrte einen Ameisenhaufen. Lange Zeit betrachtete er das bewegliche Treiben der kleinen Thiere, ihre rege Thätigkeit, ihre emsige Geschäftigkeit, sah wie viele sich zu einem Zwecke vereinten

wie keiner feierte, und wie das planlos erscheinende Durch-einander-Wirren und Wimmeln sich zu einem geordneten, gemeinsamen Wirken gestaltete.

Da trat der Gedanke recht anschaulich vor seine Seele: in der kleinen Wesen lebendigem Fleiße offenbare sich ihm der Wille des Herrn; nicht mit geschäftlosem Müßiggange wolle er verehrt seyn, sondern in Thaten und in Werken. Und er kehrte zurück in seine Vaterstadt zum harrenden Weibe und den Kindern, und diente fortan dem Herrn frommen Wandels, thätig und arbeitsam.

XXX.

Die Katakomben*).

Ein junger deutscher Maler, Lothar genannt, ging an einem heitern Morgen ein in die Nacht der Katakomben, welche in oft verschlungenen Zweigen, dem Wohnsitze des fabelhaften Kretensischen Ungeheuers vergleichbar, sich unter den Ruinen des ewig herrlichen Roms hindehnen. Voll kühnen Jugendmuthes hatte er es verschmäht, einen des dunkeln Labyrinthes kundigen Führer zu dingen, und vermeinte, allein das Abenteuer bestehen zu können, wenn er am Eingange der Höhlen einen Faden befestige, und mit der leitenden Schnur hinabsteige in die Hallen des Todes.

Die harzige Fackel loderte flackernd auf und röthete mit flüchtigem Scheine die engen gewölbten Gänge. Lautlos

*) Délille, imag.

schritt Lothar durch ihre oft verschlungenen Windungen, und nur der Wiederhall seiner Schritte tönte durch die unendliche Nacht. Oft weilte er an den Grabsteinen der Frommen, welche vor Jahrhunderten geflohen waren in der Erde bergenden Schooß, um den Alleinigen im Glauben des Erlösers anzubeten. Denn im Lichte der Sonnen drohte den Anhängern der wahren Lehre Verfolgung und Tod — und das Wort des Lebens durfte nur in den Hallen der Verwesung ertönen! — Und wo sie gelehrt, die Märtyrer, wo sie ihre zagende Herde im Glauben befestiget, dort wollten sie auch ruhen, und waren von den Schülern gebettet worden.

Mit geübter, flüchtiger Hand entwarf Lothar auf das Pergament die schlichten, schmucklosen Denksteine, auf welchen nur des Entschlafenen Namen, das seligmachende Kreuz und trostreiche Hoffnung eines einstigen besseren Lebens verzeichnet waren, denn er wünschte, auch in der Folgereihe der Jahre, ein im Glauben stärkendes Angedenken an diese nächtliche Wanderung aufweisen zu können. Oft auch blickte er mit beklommenem Staunen auf die, mit hoch aufgethürmten Schädeln gefüllten Seitenhallen, deren schauriger Schmuck aufgerichtete Knochengerippe waren, und seltsame Verzierungen von Gebeinen, den Blumenketten und Fruchtschnüren auf den alten heidnischen Denkmälern vergleichbar: so daß es beinahe schien, als ob der Tod das üppige Leben verspottend nachzuahmen gestrebt habe.

Da mahnte die dem Verlöschen nahe Fackel Lothar zur Heimkehr. Er haschte nach dem Faden, der ihn hinaufleiten

sollte zum heitern Sonnenlichte — aber der Faden war der zeichnenden Hand entschlüpft! — Der Jüngling erstarrte; eisiger Frost durchbebte seine Glieder; bald jedoch ermannte er sich und spähte, den Blick sorgsam zur Erde gewandt, mit der Leuchte am Boden. Er kehrte zurück die Gänge, die er so eben durchirrt zu haben vermeinte, vielfache Fußstapfen früherer Wandrer verlockten ihn täuschend auf neue, nie betretene Pfade — und schneller pochte in tödtlicher Angst das Herz im Busen — die Fackel neigte sich mehr und mehr zu Ende — aber die rettende Schnur zeigte sich seinen Blicken nicht. Bebend stand jetzt Lothar am Kreuzgange, und sah aufwärts, ob er an den felsigen Wänden ein leitendes Kennzeichen gewahren möchte — aber nein, hier war er noch nie gewesen. Da sprudelte die Flamme der Fackel noch einmal hoch auf und erlosch! Ein banger Seufzer entwand sich der Brust des Verirrten, und erstarb im schwachen Nachhalle. Lautlose Finsterniß umhüllte ihn.

Zitternd und zur Erde gebückt tastete Lothar an den kalten Steinwänden, im feuchten Sande umher. Oft stieß der fühlende Finger auf einen Körper, und wenn der Jüngling hastig danach griff, so war es ein morsches Todtengebein — und er schwankte bebend weiter. — Zwei schreckliche Stunden war er schon umhergeirrt. Das Haar sträubte sich in steigender Seelenangst empor, und kalt rieselte der Schweiß von der Stirne. Dann sank er in ohnmächtiger Erschlaffung zwischen dumpf rollende Todtenschädel zu Boden.

Und schneller zuckte das fieberhaft glühende Blut in den

Pulsen, und die erregte Phantasie führte ihm die Qualen des langsamen Hungertodes am Geiste vorüber. Sie zeigte ihm sein Bild, wie es mit benagtem Arme zu Boden gesunken, und mit brechendem Auge unter den Gebeinen nach Nahrung grabe; oder wie er, in selbstmörderischer Verzweiflung, sein Haupt gegen die Felswände zerschelle und blutend sein Leben verröchle. Dann sah er wieder, im Fieberwahne, wie zur mitternächtlichen Stunde die Geister der Entschlafenen sich aus ihren Gräbern emporheben und in den Gewölben umherziehen würden. Schnell müsse er dann unter die bleichen Schatten treten, und die Abgeschiedenen schauderten vor dem Lebenden zusammen, und auch er müsse sich vor den hohlen Geister-Larven zu Tode entsetzen, und so werde sich Tod und Leben regungslos anstarren, bis ihn der Wahnsinn mit glühender Kralle erfasse, und durch die Irrgänge zu Tode peitsche! — Dann gedachte er der fernen theuren Heimath. Er sah im Geiste, wie der greise Vater wohl still für sich die Tage berechnen möge, bis der einzige Sohn in seine Arme zurückgekehrt sei, um ihn noch einmal segnen, und dann ruhig sterben zu können; wie der Greis das silberweiße Haupt entblöße, und zum Himmel für seinen Liebling bete. Dann hörte er aus seufzender Brust die liebliche Braut fragen: Wo mag nur jetzt mein Lothar weilen? Schon so lange bin ich ohne tröstende Nachricht von ihm.

Die Fiebergluthen erloschen vor der milden Erinnerung an seine fernen Lieben, und wehmüthige Sehnsucht legte sich kühlend, wie milder Thau, um sein Herz. Große brennende

Tropfen entrollten seinem Auge. Er erhob die Hände und rief: Gott, Gott! soll ich denn so fürchterlich enden? O, erbarme Dich meiner, erbarme Dich des Vaterherzens und des liebenden Herzens der Braut. —

Noch einmal flammte die Hoffnung in ihm auf — er konnte sie ja nicht aus dem Herzen verbannen. Die Lust zum Leben erfaßte ihn mit neuer Kraft, und die Schauer des Todes scheuchten ihn wiederum durch die Nacht der Irrgänge. — Von Neuem durchmißt er mit brechenden Knieen das vielfach verworrene Labyrinth, die oft getäuschte Hand forscht suchend wieder am Boden umher. — Da schlingt sich verstrickend um seine Füße ein Band — er stürzt — und ergreift im Fallen die verlorne Schnur. — Ja, es ist sein Faden, er hat ihn wieder, er preßt ihn tausendmal an den bleichen Mund, an die hochklopfende Brust. Er umfaßt ihn krampfhaft mit bebender Hand — er fürchtet, er könne ihm doch wieder entschlüpfen! Die Lippen stammeln feurigen Dank zum Himmel. Er ist gerettet vom gräßlichen Tode, er darf ja wieder frei aufathmen aus der beklemmten Brust.

Und er fliegt durch die hallenden Gräber — der treue Faden verläßt ihn nicht mehr. Aus der Ferne blinkt ihm funkelnd ein Stern entgegen — sein Glanz wird größer und heller — es ist das strahlende Licht des Tages, welches in die Finsterniß blickt. Jetzt tritt der Jüngling hinaus an die Luft — das geblendete Auge schließt sich vor den Gluthen der Sonne, und in ohnmächtiger Wonne sinkt er, Dankgebete lallend, zu Boden.

Von Neuem ist ihm das Leben geschenkt. Er schaut empor zu des Himmels ewigem Dom; kosende Frühlingslüfte spielen wieder in seinen Locken und umhauchen ihn, statt der Gräber Moderduft, und die Bläue des heitern Himmels ist ihm noch nie so zart, so klar erschienen, das Grün der Orangenwälder noch nie so freundlich und erquickend. Lächelnd, wie ein Verklärter, schwebt er durch die blühenden Auen, und saugt mit voller Brust den Frühlingsodem ein. Oft steht er still, und träumt mit geschlossenem Auge sich zurück in das unterirdische Grauen — er spielt wiederum mit der empfundenen Todesangst, um sich mit erneuerter Lebendigkeit der holden Gegenwart zu erfreuen. Zagend blickt er zurück nach dem düstern Eingang der Höhle, und eilt mit beflügelten Schritten von dannen, als könne die Unterwelt ihre gespenstischen Arme nach dem kaum entronnenen Opfer ausstrecken, und ihn in ihre Schlünde zurückreißen — und nur, als die Mauern der Stadt ihn wieder umgeben und des Volkes rauschendes Gewühl, fühlt er sich wieder sicher.

Der Du diese Blätter liesest, Jüngling, und mit dem lebendig Begrabenen mitfühlend erstarrst, mit dem Wiedergeborenen froh aufathmend Dich freust — blicke hinein in die Irrgänge Deines Lebens! Du schwankest vielleicht auf dem lichtlosen Pfade des Lasters, und schreitest in sorgloser Kühnheit vor, unbeachtend, ob die Fackel bald verlöschen

dürfte, ob der leitende Faden zur Rückkehr noch in Deinen Händen sei! Erwache aus Deinem Seelenschlummer, ehe es zu spät ist! Erwache, ehe Du verzweifelnd die letzte Hoffnung aus Deinem Busen verstoßen mußt, ehe in furchtbarer Einsamkeit die Riesenschlange der Reue erkältend Deine Brust umklammert und zermalmet! —

Oft leitet ein rettender Engel das schlafende Kind vom Abgrunde — nicht immer.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Seite

Erzählende Dichtungen.

Das Mädchen mit dem Sterne 7

Der Kilmacrenans-Felsen 29

Das Märchen vom goldnen Schlüssel 46

Die selbstspielende Harfe 50

Der Arme und der Reiche 64

Des Sapieha Rache . . . 75

Die Pestjungfrau 83

Die Lebensüberdrüssigen 93

Wasserrosen.

I. Die Wasserrose 125

II. Die Aeolsharfe 126

III. Der letzte Mensch . . 127

IV. Die Heimkehr 131

V. Der Sterbende . . . 134

VI. Das Bild des Gekreuzigten 135

VII. Der Schmerz 138

VIII. Der Dorfkirchhof . 138

IX. St. Patrick 140

Seite

X. Des Mädchens Traum . 142

XI. Die Abschiedsstunde . . 143

XII. Johannes, der Apostel 146

XIII. Das Christus-Auge . 148

XIV. Theodotus 149

XV. Die Stürme 150

XVI. Die Kreuzschnäbel . . 153

XVII. Der Labrador 153

XVIII. Heimweh 155

XIX. Die Hochzeit zu Cana 157

XX. Die Rose am Wege . 158

XXI. Stiller Schmerz . . . 160

XXII. Die Wittwe 162

XXIII. Der endlose Tag . . 165

XXIV. Der Gefangene . . . 168

XXV. Der Gipfel des Felsens 171

XXVI. Pilgerfahrt 172

XXVII. Vergangenheit und Zukunft 174

XXVIII. Die Almosen . . . 174

XXIX. Die Buße 175

XXX. Die Katakomben . . 177

Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gaudy, Franz <<von>>,

Franz Freiherrn Gaudy's sämmtliche Werke

Bd.: 16

Berlin 1844

P.o.germ. 416 mg-16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108473-7